

aviso

3|2011



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHHOLF ZEIGT: LEBEN MÜNDET IN KRISE // **GERHARD SCHULZE** RÄT, IN KRISENZEITEN BESSER NACHZUDENKEN // **ARMIN NASSEHI** APPELLIERT AN UNS, DIE KRISE ZU LIEBEN // **NORA GOMRINGER** PACKT DIE ALLTAGSKRISE BEI DEN HÖRNERN // **ULRICH HOLBEIN** SIEHT DIE EISZEIT KOMMEN // **EVA WAGNER-PASQUIER** IM AVISO-GESPRÄCH



KRISE - WELCHE KRISE?



Krise macht neu | Josef H. Reichholf | Seite 10



Krisensucht | Miki Sakamoto | Seite 14



Wir und unsere Krisen | Gerhard Schulze | Seite 16



Perspektivendifferenz | Armin Nassehi | Seite 22

EDITORIAL 3

WORAUF ICH MICH FREUE 4

AUS MEINEM SKIZZENBUCH 5
Dr. Florian S. Knauß ist jetzt Herr der staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek in München. Dieter Hanitzsch hat ihn porträtiert.

AVISIERT 6

BAYERNS VERBORGENE SCHÄTZE 8
DIE PRINZESSIN UND IHR KUNSTLEHRER
Auf den Spuren von Professor Rudolph Marggraff im Nachlass der Hermine von Parish. Johanna Heß

COLLOQUIUM
KRISE – WELCHE KRISE?

KRISE MACHT NEU 10
Natur braucht Veränderungen, auch schlagartige. Katastrophen gibt es nur in den Augen der Menschen. Josef H. Reichholf

KRISENSUCHT 14
– ein Grund für die deutsche Reaktion auf die japanische Katastrophe? Ein befremdeter Kommentar von Miki Sakamoto.

WIR UND UNSERE KRISEN 16
Sensibilität (oder auch: Anfälligkeit) für Krisen ist symptomatisch für unsere Zeit. An gründlicher Reflexion führt umso mehr kein Weg vorbei. Gerhard Schulze

PERSPEKTIVENDIFFERENZ 22

Ohne Entscheidungen geht heute gar nichts. Und schon steckt man mittendrin in der Krise!
Armin Nassehi

JEDER TAG EINE KRISE, JEDER TAG EINE BEWÄLTIGUNG 28
Dabei hilft gutes Coaching. Nora Gomringer

KEIN TAUWETTER IN SICHT 30
Prophetische Anmerkungen zur Zeit jenseits der Klimaerwärmung von Ulrich Holbein.

AVISO EINKEHR 34
GASTHOF IM HOCHSPESSART – LICHTENAU IM HAFENLOHRTAL
Tucholsky war da. Und Paul Breitner hinterließ ein griechisches Gedicht für's Gästebuch. Nix wie hin in den Spessart, meint auch Stefan Krimm.

WERKSTATT 38
KUNSTGESCHICHTE GOES SOCIAL MEDIA
Ein Spiel, das vielleicht so manchen süchtig, vor allem aber Bildersuche möglich macht. Hubertus Kohle

RESULTATE 44
»DAS HAT SICH SEHR GUT EINGESPIELT«
Eva Wagner-Pasquier im Gespräch mit Toni Schmid.

POSTSKRIPTUM/IMPRESSUM 50

PETER ENGEL: WIE ICH ES SEHE 51



Dr. Wolfgang Heubisch, Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

»Crisis? What Crisis?« lautete der Titel des vierten Albums der Rockband Supertramp. »Krise – welche Krise?« haben wir auch dieses Heft genannt. In den letzten Jahren scheinen die Krisen ja so dicht aufeinander zu folgen, dass im öffentlichen Bewusstsein beinahe schon ein Krisen-Dauerzustand existiert. Die »German Angst« sucht sich immer neue Anlässe. Von einer Aufgeregtheit stürzen wir in die nächste. Warum eigentlich? Vielleicht ist in unserer Welt des raschen und komplexen Wandels die Krise nicht nur Chance und Herausforderung, sondern schlichtweg der Normalzustand. Die Psychologin und Familientherapeutin Virginia Satir sagte einmal: Krise bedeutet, dass alte Verhaltensweisen nicht mehr greifen, weil neue Zustände eingetreten sind, die sich mit den alten Strategien nicht mehr bewältigen lassen. Krise ist der Endpunkt einer Entwicklung, aber auch die Voraussetzung dafür, etwas Neues zu schaffen. Wir bewältigen diese Übergangsphasen individuell oft ganz selbstverständlich. Bei gesellschaftlichen Transformationsprozessen wäre es oft hilfreich, wenn sich unser Blick auf pragmatischere und professionellere Bewältigung richten würde, und auf die Frage, wie wir sinnvoll Kommunikation betreiben können, um zügig, aber nicht übereilt Lösungen zu finden, die uns weiterbringen – und dabei durchaus immer im Auge behalten, dass diese Lösungen vorläufig sein müssen und dass auch andere Wege möglich wären.



AUSSTELLUNG

EINBLICKE – AUSBLICKE – 200 JAHRE ZOOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG
 Zoologische Staatssammlung
 München
verlängert bis zum 11.09.2011

Dass Fliegen der Kriminalpolizei bei der Aufklärung von Morden helfen, ist – neben vielem anderen – in der Jubiläumsausstellung der Zoologischen Staatssammlung München zu erfahren. Etwa 20 Millionen Objekte – von der mikroskopisch kleinen Milbe bis zum riesigen Elefantenskelett – wurden in 200 Jahren weltweiter Sammlungstätigkeit zusammengetragen. Ihr großes Jubiläum 2011 feiert die Forschungssammlung mit einer großen Ausstellung, die anhand eindrucksvoller Installationen, interaktiver Stationen und klassischer Schaupräparate die Themen Vielfalt, Sammlung, Systematik und Evolution darstellt, aber auch die facettenreiche Geschichte der Sammlung sowie aktuelle Forschungsprojekte: Studien zur Biodiversität im Regenwald Perus, Meeresforschung in der Antarktis oder das Projekt »DNA-Barcoding Fauna Bavarica«, in dem die Tierwelt Bayerns anhand genetischer Merkmale erfasst wird.



AUSSTELLUNG

BENJAMIN BERGMANN – POST SCRIPTUM
 Künstlerhaus
 Marktoberdorf
noch bis zum 11.09.2011

Die raumgreifenden Werke des 1968 geborenen Bildhauers Benjamin Bergmann stehen in der Tradition gebauter Traumwelten. Dabei erscheinen seine Arbeiten teilweise, als müssten sie jeden Augenblick auseinander fallen: Dem Künstler sind Begriffe wie Ewigkeit und Perfektion suspekt. Bergmanns radikaler Umgang mit den Materialien und eine ins Absurde gesteigerte Funktionalität lassen seine Skulpturen als Werkzeuge einer subversiven Welterkundung verstehen, in der das Prinzip des Scheiterns zu einer Kategorie des Schönen erhoben wird. Das Künstlerhaus Marktoberdorf zeigt in der Ausstellung »Benjamin Bergmann. Post Scriptum« eine Werkwahl aus den letzten zehn Schaffensjahren. Neben einigen seiner frühen Performances sind auch skulpturale Arbeiten zu sehen, die eigens für den Ort konzipiert wurden.

AUSSTELLUNG

DRUNTER UND DRÜBER. ALTDORFER, CRANACH UND DÜRER AUF DER SPUR
 Alte Pinakothek
 München
07.07.11-18.09.11

Dem Künstler auf der Spur, mit seinen Augen sehen, was seit Jahrhunderten kein anderer mehr sah – technische Hilfsmittel machen es möglich. Das Unsichtbare wird sichtbar, mit digitaler Infrarotreflektografie, die am Doerner Institut seit den frühen 1990er-Jahren perfektioniert wurde. Zu sehen ist nun, was der Künstler auf der Holztafel oder der Leinwand zeichnete, bevor er malte. Dabei kommt oft große Kunst zum Vorschein. Gezeigt werden sechs bedeutende Originalgemälde der altdeutschen Malerei, denen Seite an Seite, 1 : 1 Infrarotaufnahmen gegenüberstehen. Der direkte Vergleich erlaubt Einblicke in das Arbeiten Altdorfers, Cranachs und Dürers.



TAGUNG

5. WISSENSCHAFTSTAG DER EUROPÄISCHEN METROPOLREGION NÜRNBERG
 Tagungszentrum Onoldia
 Ansbach
15.07.2011

Das Forum unter dem Motto »Mensch – Natur – Technik« bringt Akteure aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Bildung im Tagungszentrum Onoldia zu einem Austausch zusammen. In vier Panels werden Herausforderungen für unsere Welt von morgen diskutiert. Der Blick richtet sich auf zukunftsweisende Entwicklungen in den Bereichen der Vereinbarkeit von Energiegewinnung und Umwelt, Medienwelten im Jahr 2020, Gesundheit, Technik und Ethik im Bezug auf eine alternde Gesellschaft und der Nutzung von Kunststoffen in der Arbeit mit neuen Materialien. Gastgeber dieser zentralen Präsentationsplattform sind in diesem Jahr die Stadt und der Landkreis Ansbach, der Bezirk Mittelfranken und die westmittelfränkischen Hochschulen.



AUSSTELLUNG

DANIEL SPOERRI – OUT OF AFRICA
 Museum Moderner Kunst Würten
 Passau
09.07.2011-11.09.2011

Schon in den 1960er Jahren fixierte Daniel Spoerri Reste einer Mahlzeit auf einer Tischplatte und nannte diese Materialbilder »Fallenbilder«. Das Arbeiten mit Fundstücken aller Art ist charakteristisch für den in Rumänien geborenen Mitbegründer des »Nouveau Réalisme«, der in engem Kontakt mit Jean Tinguely, Niki de Saint Phalle und Eva Aeppli stand. Bis heute gehört er zu den bedeutendsten Objekt- und Installationskünstlern der Gegenwart. Seit einigen Jahren arbeitet er mit Bronze. Seine großfigurigen Assemblagen erstarren in dem Metallguss zu Bildwelten von großer Eindringlichkeit. Nach wie vor gestaltet er Collagen; seit den 80er Jahren auch mit exotischen, vornehmlich afrikanischen Kultgegenständen, die er mit Figuren und Symbolen der europäischen Bildsprache verbindet. Entstanden sind zwischen den Kulturen angesiedelte Kompositionen, bei denen die Auseinandersetzung mit Kult und Künstlichkeit, Tod und Vergänglichkeit im Vordergrund steht.



11. IBK-KÜNSTLERBEGEGNUNG

IMPROfessionals
 Lindau
23.09.2011-25.09.2011

Ein aufregendes Crossover-Experiment: Künstlerinnen und Künstler aus verschiedenen Genres improvisieren ein Wochenende lang miteinander – Musiker, Tänzer, Slam Poeten, bildende Künstler und Performer rund um den Bodensee sind zu einer dreitägigen Jam Session eingeladen. Dabei sein werden das Jazzquartett »Tango Five« aus Baden-Württemberg, Poetry Slammer wie Renato Kaiser aus dem Kanton Sankt Gallen und Muhammet Ali Bas aus Vorarlberg, die Performerin Bella Angora aus Brezgenz, das »fastfood-Improtheater« aus Bayern, das Ostschweizer Volksmusiktrio »Anderscht«, der Freiburger Organist und »Echo«-Preisträger Martin Schmeding und viele mehr. Jede Aufführung wird eine Uraufführung sein. Einmalig, einzigartig und unerwartbar.

Alle zwei Jahre führt die Internationale Bodensee Konferenz (IBK) Künstlerbegegnungen rund um den Bodensee durch. Der Freistaat Bayern ist 2011 Gastgeberland in Kooperation mit der Stadt Lindau.



AUSSTELLUNG

RÉ SOUPAULT – EINE KÜNSTLERIN IM ZENTRUM DER AVANTGARDE
 Kunstforum Ostdeutsche Galerie
 Regensburg
15.07.2011-04.09.2011

Die Fotografin, Modeschöpferin, Journalistin, Filmemacherin und Übersetzerin Ré Soupault ist eine der faszinierendsten Frauen des 20. Jahrhunderts. Das Schaffen der Bauhausschülerin ist maßgeblich geprägt von den geistigen und künstlerischen Strömungen der deutschen und französischen Avantgarde der 1920er und 1930er Jahre. Ihr 1988 wiederentdecktes fotografisches Werk zählt zu den bedeutendsten des letzten Jahrhunderts. Die Retrospektive verortet die Künstlerin im Netzwerk der Avantgarde. Gezeigt werden das Gesamtwerk Ré Soupaults sowie ausgewählte Kunstwerke von Zeitgenossen, mit denen sie künstlerisch und freundschaftlich verbunden war, etwa Wassily Kandinsky, Paul Klee und Man Ray. Zu den Exponaten gehören Fotografien, Modezeichnungen und -entwürfe, Dokumente, Texte zu Kunst und Literatur sowie Radio-Essays.



AUSSTELLUNG

DIE WEISHEIT BAUT SICH EIN HAUS – ARCHITEKTUR UND GESCHICHTE VON BIBLIOTHEKEN
 Pinakothek der Moderne
 München
14.07.2011-16.10.2011

Seit der Antike dienen Buchhäuser als kulturelles Gedächtnis, Wissensspeicher und Wirkungsstätten des Geistes. Sie gehören somit zu den ältesten Gebäudetypen, die in der Geschichte der Architektur eine herausragende Stellung einnehmen: Die bedeutendsten Architekten von Michelangelo, Étienne-Louis Boullée und Karl Friedrich Schinkel über Alvar Aalto, Louis Kahn und Le Corbusier bis Toyo Ito und Snøhetta widmeten sich dieser Aufgabe. Die Ausstellung entfaltet ein Panorama von der Ordnung des Wissens mit Beispielen zur Bautypologie bis zu Entwicklungen im digitalen Zeitalter. Einblicke in die vielfältige Geschichte von privaten, nationalen, verlorenen, gemalten oder erdichteten Bibliotheken runden das Bild ab. Die spannende Rolle von Bibliotheken im Film zeigen etwa 80 Filmausschnitte.

WORAUF ICH MICH FREUE

ELIAS MILTSCHITZKY



»**ICH GRATULIERE IHNEN** zum ersten bestandenen Intelligenztest zwischen Abitur und Studium – zur Wahl der richtigen Universität!«. So begrüßt uns unser Präsident bei der offiziellen Immatrikulationsfeier im Audimax der Technischen Universität München. TUM, so erfahren wir, bedeutet eigentlich »Top University of Munich« – die LMU »Lower Munich University« – was natürlich »rein geographisch« gemeint ist. An Selbstbewusstsein mangelt es hier offensichtlich nicht.

Selbstbewusstsein brauche ich selbst auch, um mich gegen die diversen selbsternannten Lebensberater zu behaupten, die mir empfehlen, nach dem eben bestandenen G-9-Abitur »doch erst mal mindestens ein halbes Jahr Pause« zu machen. Stattdessen habe ich mich für den »twoinone« genannten Turbostudiengang für Naturwissenschaftliche Bildung für das Lehramt Gymnasium mit der Fächerkombination Mathematik-Chemie entschieden. Bis September werden hier statt einem Semester gleich zwei bewältigt. Ich will einfach gleich loslegen.

HEUTE JAGT EINE Informationsveranstaltung die andere, garniert mit Freibier und Brezn für alle. Zuerst stellen sich die Dekane der einzelnen Fakultäten vor, jeder fest davon überzeugt, dass sein Fachgebiet das mit Abstand wichtigste ist. Ich bin erstaunt über die straffe Organisation und darüber, wie

sehr der einzelne Student hier umsorgt wird. Ich bekomme eine Tasche mit TUM-Logo, einen Stadtplan mit sämtlichen Gebäuden der TU, Clubs, Kneipen und Museen, dazu einen genau auf meine Fächerkombination abgestimmten Stundenplan. Eine Reihe von Koordinatoren und Koordinatorinnen stehen uns zur Verfügung; Hausaufgaben werden, so erfahren wir, korrigiert, und in kleinen Übungsgruppen werden Tutoren den Vorlesungsstoff noch einmal im halben Tempo erklären. Sogar bei der Wohnungssuche greift uns die Alma Mater helfend unter die Arme – mit einer Liste von (provisionsfreien!) Angeboten.

Am nächsten Tag beginnt der Vorlesungsbetrieb. Man gewöhnt sich schnell daran, akademisch zu applaudieren, auch daran, dass Kommilitonen/innen in besonders »interessanten« Vorlesungen »power-nappen« oder mit dem beinahe schon obligatorischen Laptop oder iPad im Internet surfen – das WLAN der TUM funktioniert in jedem Raum und jedem Gebäude reibungslos – sogar in der Mensa kommt man in den Genuss kostenlosen, drahtlosen und vor allem schnellen Internets.

STICHWORT MENSA – das Essen dort überrascht durch seine gute Qualität. Beim ersten Besuch der Mensa erwarte ich, Kantinenfraß am Rande der Genießbarkeit vorgesetzt zu bekommen, als ich mich in die lange Schlange der hungrigen Studenten einreihe. Weit gefehlt – freundliche Köchinnen befüllen mein Tablett mit schmackhaftem Hackbraten und Kartoffelbrei. Sprüchen wie »Der Student geht zur Mensa bis er bricht«, die man vom Elternhaus her kennt, ist jegliche Grundlage entzogen. Auch die Preise der Mensa sind durchaus ein Anreiz, dort täglich sein Mittagessen einzunehmen – jeden Tag gibt es mindestens ein Gericht für 1,00 Euro.

Für die soziale Einbindung der Studenten sorgt hauptsächlich die Fachschaft – gleich in der ersten Woche werden wir »Erstis« zu einer Kneipentour durch München eingeladen – danach kenne ich jetzt nicht nur die besten Bars von München, sondern auch den Großteil meiner Mitstudierenden.

DIE BEGEISTERUNG FÜR das beginnende Studium an dieser hervorragenden Uni in der »Weltstadt mit Herz« trübt ein Wermutstropfen: Die horrenden Preise der MVG für das Monatsticket bis Garching verschlingen leider schon über die Hälfte der »Bildungspauschale« des vom Freistaat Bayern eingerichteten Max Weber-Programms für hochbegabte Studierende, in das ich aufgenommen wurde. Vertreter des Studentenerwerks versichern uns, man arbeite seit Jahren daran, ein Semesterticket für Studenten auszuhandeln, wie es viele andere deutsche Städte anbieten. Es bleibt nur zu hoffen, dass das gelingt, solange ich studiere...

Elias Miltschitzky hat soeben sein Studium an der Technischen Universität München begonnen.

Diebstahl **AUS MEINEM SKIZZENBUCH**
DR. FLORIAN S. KNAUSS
DIREKTOR DER STAATLICHEN ANTIKENSAMMLUNGEN
UND GLYPTOTHEK IN MÜNCHEN



Miltschitzky '11

DENKE NICHT SO OFT AN DAS,
WAS DIR FEHLT, SONDERN AN
DAS, WAS DU HAST.
(Marc Aurel)

DIE PRINZESSIN UND IHR KUNSTLEHRER

AKADEMIEPROFESSOR RUDOLPH MARGGRAFF
UND HILDEGARD, TOCHTER KÖNIG LUDWIGS I.

Text: Johanna Heß



oben Professor Dr. Rudolph Marggraff (1805-1880), Professor an der Kunstakademie München von 1841-1855 und Urgroßvater von Hermine von Parish.

SEIT DEN DREISSIGER Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte und sammelte Hermine von Parish in ihrer Jugendstil-Villa in Nymphenburg. Hier verwahrte sie, was ihr zur Kostümgeschichte interessant war: Bilder, Bücher, Zeitschriften aller Zeiten und Länder – alles, was sie erwerben konnte. Ihr ganzes Leben lang sammelte, ordnete und sortierte sie Original-Graphiken und Kataloge, Schrift- und Bildmaterial zu allen Themen, die einen Bezug zu Mode und Bekleidung haben. 1970 übergab sie ihr Haus mit der Sammlung der Stadt München als einen Bestandteil des Münchener Stadtmuseums. Seit Hermine von Parishs Tod im Jahr 1998 wird die Sammlung in der von Parish Kostümbibliothek in der Nymphenburger Kemnatenstraße 50 in ihrem Sinn fortgeführt.

Nicht bekannt ist ein kleiner, recht persönlicher Anteil ihrer Hinterlassenschaften in diesem Haus. Dabei handelt es sich um schriftliche Erinnerungsstücke – Briefe, Notizen, Tagebücher, Urkunden, Akten aller Art, Fotos und manches mehr – von einzelnen Vorfahren aus ihrer teilweise sehr bedeutenden Familie.

UNTER IHNEN IST besonders ihr Urgroßvater, der Professor Dr. Rudolph Marggraff (1805-1880), zu nennen. Er war vor etwa 160 Jahren ein wichtiger Mann inmitten der Künstlerszene am Hof König Ludwigs I. und kurzzeitig auch noch seines Nachfolgers, König Maximilians II. Schon seit 1839 hatte er Vorlesungen vor jungen Künstlern in München gehalten. Dann berief ihn Ludwig I. 1841 zum Professor für Kunstgeschichte an die Akademie der Bildenden Künste; zugleich war Marggraff der Generalsekretär der Akademie. Schon 1855 wurde er jedoch, nicht zuletzt durch die Intrigen eines Teils der Künstler – wie er jedenfalls, wohl zu Recht, meinte (von Kaulbach ist die Rede, aber auch von Liebig) – seiner Ämter enthoben. Er wurde, erst 55 Jahre alt, »quiesziert«. Unter dem Verlust seiner öffentlichen Positionen litt er seitdem zeitlebens. Er blieb aber trotzdem weit über München hinaus ein beachteter Mann, der fortan mit verstärkter literarischer und journalistischer Tätigkeit im Gespräch war und damit zugleich die Lebensgrundlage für sich und seine Familie absicherte.

König Ludwig I. hat ihn offenbar sehr geschätzt. Ein Brief Marggraffs an seinen Vater in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek ist leider undatiert. Er liegt unter der Signatur Cgm 7957 im Nachlass Marggraff in Teil 1, Aktendeckel 1827-1830, ist aber nach 1837 zu datieren, weil er sich damals erst in München niederließ: »Beim König hab ich eine Audienz gehabt. In höchster Gala mit seidnen Strümpfen; er war sehr gnädig und hat sich lange, was bei solchen Gelegenheiten selten der Fall ist, mit mir unterhalten. Zuletzt sagte er, als der Bediente kam und bemerkte, dass es Zeit sei: »nun ich habe mich recht sehr gefreut, sie kennengelernt zu haben, wir werden uns noch öfter sehen; behalten Sie Ihr Feuer bei«.

Vielleicht war dies ja die erste persönliche Begegnung zwischen dem König und Rudolph Marggraff, jedenfalls stand er sicher bald in königlicher Gunst; in einer handschriftlichen Kladde, aufbewahrt in der von Parish Kostümbibliothek, berichtet er später von sich: »Ein Beweis des achtungsvollen Vertrauens, dessen er im Lande genoss, war ihm indes dadurch zuteil geworden, dass ihm die ästhetischen und kunstgeschichtlichen Vorträge anvertraut wurden, mit welchen in den Jahren 1843 bis 1846 der Unterricht der königlichen Prinzessinnen Hildegard (verheiratete Erzherzogin Albrecht von Österreich) und Alexandra und des Prinzen Adalbert schloss.«

VON DEN NÄHEREN Umständen dieses Unterrichts erzählt Marggraff seinem Bruder Hermann in einem Brief am 9. Juli 1843 sehr anschaulich: »Den Mai und Juli über bin ich sehr beschäftigt gewesen,

rechts Erzherzogin Hildegard von Österreich, Lithographie von Adolf Dauthage (1856). Die ehemalige Schülerin Rudolph Marggraffs starb 1864 in Wien, nur 39 Jahre alt, an Typhus.



da die Vorträge bei der Prinzessin Hildegard während dieser Zeit sich auf 52 beliefen. Ich habe das vollständigste Vertrauen genossen und bin äußerst honett behandelt worden. Vierzehn Tage lang wurde ich täglich von königlicher Equipage nach der Glyptothek und Pinakothek abgeholt, wo sich zu den kunstgeschichtlichen Demonstrationen auch die Prinzessin einfand. Zweimal sind wir von der Residenz aus, natürlich in zwei verschiedenen Wagen, zugleich hingefahren. Auch bin ich besser, selbst als Thiersch bezahlt worden, indem ich 3 fl für die Stunde bekam«.

Wertvoller noch ist ihm dabei, so schreibt Marggraff, die nähere Bekanntschaft mit dem König. Er plant seine erste Italienreise nach Rom und hofft, da seine Gelder nur bis Florenz reichen, auf ein Reise-stipendium vom König und einen dreimonatigen Urlaub. – Die geplante Reise beginnt dann wirklich am 21. September, nachdem er vorher noch für die Prinzessin Hildegard »die Kunstgeschichte bei den Etruskern und Römern nach Aschaffenburg auf 21 Bogen« zu schreiben hatte.

IM NÄCHSTEN WINTER ist die Fortsetzung des Unterrichts vorgesehen. Marggraff erhält 210 Gulden für den »Unterricht in der Kunstgeschichte, den ich während des Winters der k. Prinzess Hildegard (jetzt Erzherzogin Albrecht von Österreich) erteilte«, berichtet er stolz im Dezember 1844 brieflich seinem alten Vater.

Über das Jahr 1846 hinaus hat der Unterricht nicht stattgefunden – schließlich hatte die damals 19jährige Prinzessin Hildegard am 1. Mai 1844 bereits den Großherzog Albrecht von Österreich geheiratet.

BEI SPÄTEREN ANLÄSSEN sind sich der König und der quieszierte Professor noch öfter begegnet. Zum 20. September 1858 notiert Marggraff in sein Tagebuch: »...erste Sitzung der Künstlerversammlung ... Abends fand das Kellerfest im Pschorrbräukeller statt. König Ludwig erschien dabei unerwartet. In unserer Nähe ergriff er ein dort stehendes volles Glas und trank daraus mit den Worten: »Ich trinke hier auf das Wohl aller Künstler«. Als er mich sah, blieb er plötzlich stehen und sagte zu Dietz: »Den kenne ich, wer ist es?« Als Dietz meinen Namen genannt, fuhr er gegen mich gewandt fort: »Ich kenne Sie, alte Zeiten, alte Zeiten! Sind Sie immer in München gewesen?« (Ja, Majestät). Dann ging er fort und sagte noch einmal: »Ich kenne Sie, jawohl, alte Zeit«.

Eine hübsche späte Ergänzung zum Unterricht der königlichen Kinder findet sich zum 21. Oktober 1862 in Marggraffs Tagebuch: »Regierungsrat Hüther, Cabinetssekretär König Ludwigs, bringt mir im Auftrage der Frau Herzogin Hildegard von Österreich ein sehr kunstreiches hohes Tintenfass, den Isiskopf mit Geierflügeln darstellend, aus Bronze in Erinnerung der schönen Vorlesungen über Kunst und Kunstgeschichte, die ich vor nunmehr beinahe 20 Jahren ihr zu halten so glücklich war. Ich war aufs höchste und angenehmste über dieses so unerwartete Geschenk überrascht.«

UND WEITER NOTIERT er: »Am 4. Nov. hatte ich an Regierungsrat Hüther einen Brief für Erzherzogin Hildegard getragen, der ein Dankgedicht von mir enthielt, folgendermaßen lautend: Ihrer K.K. Hoheit der Frau Erzherzogin Hildegard von Österreich in tiefster Verehrung und mit unverlöschlichem Danke für die so huldvoll und überraschend dargebotene sinnige und teure Gabe gewidmet von R.M.

Was ich gefühlt, als ich das Bild empfangen, das vor mir steht, still mahnend jener Stunden, die längst für mich im Strom der Zeit verschwunden: die Überraschung zeigt's im Rot der Wangen.

Wohl war mir einst das hohe Glück gegeben, zu deuten Fürstin, dir der Kunst Idole, klar sprechen selbst die dunkelsten Symbole: doch Rätsel bleibt der Menschen Tun und Leben.

Entflohenes Glück, es pocht mit scheuem Stabe umsonst an neue Tür, Einlass zu finden. Nie wird jedoch Erinnerung daran schwinden, dafür sorgt sinnvoll deine teure Gabe.«

Johanna Heß ist ehrenamtliche Mitarbeiterin in der von Parish Kostümbibliothek. Derzeit ordnet sie den archivalischen Nachlass der Gründerin Hermine von Parish.

Die von Parish Kostümbibliothek in der Nymphenburger Kemnatenstraße 50 enthält einschlägige Spezialliteratur und Dokumente zum Thema Kostümkunde und Mode, von historischen Werken des 16. Jahrhunderts mit kostbaren Illustrationen – wie ein handgemaltes Trachtenbuch von 1581 – bis hin zu bedeutenden Modezeitschriften des 18. Jahrhunderts. Die Bibliothek umfasst mehr als 40.000 Bände, die Dokumentation über 700.000 Abbildungen und über 10.000 Fotografien. Die Graphische Sammlung enthält 40.000 Drucke und Handzeichnungen. 40 laufende Zeitschriftenabonnements ergänzen ständig die wertvollen Sammlungen und Bestände.

Termine nach Vereinbarung: Mo.-Do. 8-16 Uhr, Fr. 8-15 Uhr, Sa./So. geschlossen.



links Hurrikane, hier Charley vom August 2004 in Florida, und Taifune sind Katastrophen für die betroffenen Menschen, aber kaum mehr als ein Reinemachen für die Natur. nächste Doppelseite Die Natur wird wie der sagenhafte Phönix aus der Asche wiedererstehen, auch wenn die Verwüstung nach einem großen Waldbrand total erscheint.

Krise macht neu

Irrtümer der romantischen Ökologie

Text: **Josef H. Reichholf**

IN EINER ZEIT, in der eine Krise die andere jagt, suchen viele Trost in der Natur. Ihr Grün verspricht gemäß der volkstümlichen Farbenpsychologie Hoffnung. »Die Grünen« bieten sich dazu an, aus der Krise herauszuführen in eine bessere Welt, die sie glauben krisenfester machen zu können. Denn es ist der Mensch, der sich immer wieder selbst in die Breddouille bringt, weil er sich nicht an die Spielregeln hält für ein Leben im Einklang mit der Natur. Deshalb müssen wir uns ändern, in unserem eigenen Interesse und besonders um der Zukunft willen. Dass Besserung vonnöten ist, sagt uns dank häufiger Mahnungen und Verwarnungen unser schlechtes Gewissen. Wie schlimm es auf der Welt zugeht, tun tagtäglich die Nachrichten kund, die vor lauter Katastrophen und schlimmen Meldungen gar nicht mehr dazu kommen, über das Gute zu berichten. Längst leben wir in einer Krisen- und Katastrophenkultur, die sich geradezu als Kontrast zur schönen, in sich ausgeglichenen Natur versteht.

Vom Tsunami zum Meinungs-Tsunami

Schlägt sie dann doch einmal zu, die gute Natur, dann beeilt man sich, klarzustellen, dass das selbstverständlich nicht Mutter Natur an sich war, sondern es letztlich doch wieder an den Menschen lag, die sich ausgerechnet diese oder jene von Natur aus unsichere Zone zum Leben und Wirtschaften ausgesucht haben. In »unberührter Natur« gäbe es keine Krisen und Katastrophen. Sie ist, wie sie ist, und sie ist gut, so wie sie ist! Ohne wenn und aber! Wer von dieser Sicht überzeugt ist, wird sich in seinem Glauben nicht erschüttern lassen. Wer im Tsunami, der weite Küstenstriche der nordöstlichen Pazifikküste der japanischen Insel Honschu und die Atomanlage von Fukushima verwüstete, den willkommenen Anstoß für Deutschlands Atomausstieg sah, noch weniger. Wer dagegen einwendet, das Ereignis wäre für Deutschland irrelevant, weil hier die geologischen und geographischen Verhältnisse ganz anders sind, hat eben das Zeichen missverstanden, das bei uns die Krise auslöste und zum Meinungs-

Tsunami answoll. Mit letzter Sicherheit lässt sich ja auch der Einschlag eines großen Meteoriten auf ein deutsches Atomkraftwerk nicht ausschließen. So bleibt allen Absicherungsmaßnahmen zum Trotz immer ein unkalkulierbares Restrisiko. Das Unangenehme dabei ist, dass es selbst als winziger Rest im Fall des Falles als volles Risiko in Erscheinung tritt und zur Katastrophe werden kann. Woraus sich die Frage ergibt, ob ein Leben ohne Restrisiko überhaupt möglich ist.

Leben in der Dauerkrise

Natürlich nicht, und zwar ganz im Sinne von »natürlich«. Denn das Leben selbst ist Risiko. Es hat sich von Anfang an gegen die fühllose, unbeteiligte, unbelebte Natur gestellt, sich von dieser entfernt und sich seine Existenz gesichert, indem es fern vom Gleichgewicht lebt. Dazu braucht es Energie. Wird die Versorgung damit zu gering oder unterbleibt sie, hört das Leben zu leben auf. Wird die Zufuhr zu hoch, tötet sie. So bewegt sich das Leben in der Dauerkrise zwischen Tod und zu heftigem Leben, zwischen Selbstaufgabe und Selbstvernichtung. Und das in einer Umwelt, auf die kein Verlass ist, weil sie sich verändert.

Die unausweichliche Krise des Aussterbens

Graue Theorie? Nein, bittere Wirklichkeit! Wir erfahren sie am eigenen Leib bei einer Infektion mit Viren oder Bakterien. Mit dem Fieber kommt die Krise, in der sich entscheidet, wer die Oberhand gewinnt, die Angreifer oder unsere Abwehr. Von vielen kleinen Krisen dieser Art merken wir wenig bis gar nichts. Die größte persönliche Krise können wir allenfalls hinauszögern, nicht aber verhindern. Sie endet unausweichlich mit dem Tod. Nach allem, was wir aus der Geschichte des Lebens wissen, gilt das auch für die Arten. Keine überlebt auf Dauer bis in alle Ewigkeit. Jede ereilt die große Krise des Aussterbens. Jede versucht nach besten Kräften ihr durch Vermehrung so lang wie möglich auszuweichen.

Unbewusst geschieht das, weil das Überleben so lange gesichert ist, wie es Nachkommen gibt. Wie den Arten ergeht es auch ihren Gemeinschaften und ganzen Komplexen davon. Die langsamen, im Gleichmaß der Zeit verlaufenden Veränderungen der Umweltbedingungen zwingen zu Änderungen, zu Umstellungen und Anpassungen. Sie könnten, so möchten wir meinen, gemeistert werden, wenn sich die Betroffenen flexibel auf die Notwendigkeiten einstellen. Gerade so, wie wir das auch tun sollten, es anscheinend aber nicht wollen. Wir halten trotzig an der Fortführung des Althergebrachten fest, sträuben uns gegen die Veränderungen und versuchen mit aller Macht, die Natur in ihrem Lauf anzuhalten. Morgen soll alles wieder so sein wie heute und in zehn oder hundert Jahren möglichst auch. Durchaus nicht erfolglos sind wir darin, wie sich feststellen lässt. Durch gewaltige Deichbauten wurde dem Meer Land abgetrotzt, aus Flüssen entstanden Stauseen, deren Wassermassen eigentlich »grünen Strom« liefern, aber doch nicht so gut wie der Wind, weil sie Täler überfluten und mit dem Risiko von Dammbürchen verbunden sind. Seit Jahrtausenden wird aus Wäldern Acker- und Weideland gemacht, von deren Produkten wir uns ernähren. Dass mit der Kultivierung der Erde mehr als nur das Risiko der Veränderung des Klimas verbunden ist, möchten wir allerdings nicht wahrhaben.

Keine Angst vor den Alltags-Killern

Wir haben uns angewöhnt, die wirklichen Schäden und Risiken zu verdrängen. Zum Ausgleich schätzen wir die vermeintlichen, noch unerprobten dafür umso höher ein. Für den »Killer Nummer Eins«, das Auto, zahlen wir die Versicherung und entschuld(ig)en uns damit, auch wenn es allein in Deutschland alljährlich die Zahl der Menschen einer Kleinstadt ausrottet und die einer mittleren Großstadt verletzt, oft mit lebenslangen Schäden verbunden. Zigaretten werden nicht verboten, obgleich sie ein Vielfaches an Krebserkrankungen verursacht haben und weiter verursachen werden als die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl. Gentechnisch veränderte Pflanzen gelten hingegen als das »größte anzunehmende Risiko« für die freie Natur, obgleich diese von nichts auch nur annähernd so stark beeinträchtigt wird wie von der durch ihre Kette von Skandalen bekannten und dennoch »konventionell« genannten Landwirtschaft. Die Möglichkeit des Wolfsbisses wird als höheres Risiko angesehen als die Tatsache vieltausendfach alljährlich auftretender Hundebisse, von denen immer wieder auch welche tödlich enden.

Die Katastrophen-Ikonographie

Bei dieser Sachlage ist klar, dass wir Menschen einfach nicht in der Lage sind, natürliche Vorgänge in der Natur als solche hinzunehmen. Aus allem, was sich ändert, machen wir Krisen und aus besonders schnellen Veränderungen Katastrophen. Die Krise nimmt die Rolle des Gefühlten, die Katastrophe die des Vorzeigbaren ein. Die vom Sturm geworfenen Bäume lassen sich als Abbild des katastrophalen Orkans

in die Medien bringen. Bei Überschwemmungen geht das noch leichter und für die (möglichen) Ernteverluste durch ganz normale Schwankungen der Witterung allemal. Sollten nach einem Orkan alle Bäume so liegen bleiben, wie sie der Sturm umgelegt hatte, ist es fast unmöglich, dieses Bild der Katastrophe als naturgemäßen Neubeginn für die Entstehung von Vielfalt im Wald der Öffentlichkeit zu vermitteln. Anders als wir (meinen), braucht die Natur (wenn wir sie so natürlich und vielfältig wie möglich haben wollen) die Katastrophen. Viele kleine wären am besten, aber auch große sind willkommen, besagen die Befunde der wissenschaftlichen Ökologie. Sie unterscheidet sich von einer ins Religiöse abgedrifteten, romantischen Ökologie, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten in der Öffentlichkeit breit gemacht hat, von Grund auf.

Katastrophen ermöglichen Neuanfänge

Zur Natur und ihrem freien Lauf gehören die Katastrophen, weil sie neue Anfänge ermöglichen, wenn das Alte zu starr, zu wenig veränderlich geworden ist. Die Natur gerät dabei nicht in eine Krise; eine solche gibt es nur in der Wahrnehmung der Menschen. Denn das Zulassen der natürlichen Entwicklung verändert den Ausgangszustand unweigerlich. Oft entfernt sie sich recht schnell von jenem, auf den der Schutz bezogen war. Um diesen Zustand zu schützen, müssten die bisherigen Eingriffe, aus denen er hervorging, in genau der gleichen Weise weitergeführt werden. Oder Ersatz muss an ihrer Stelle entsprechend wirken. Dem Augenblick lässt sich jedoch nicht wirklich Dauer verleihen, und war oder sei dieser auch noch so schön. Daher löst allein die Veränderung eine ähnliche Krise wie eine Katastrophe aus, weil es uns so unglaublich schwer fällt, nicht darauf zu reagieren. Weil wir Beständigkeit wollen und für das Funktionieren unseres Körpers wollen müssen. Geringfügige Abweichungen, spürbar als Fieber oder Frösteln, lösen jenes Unbehagen aus, das zur Krise anschwillt, wenn es nicht gelingt, die Ursache rasch zu beseitigen. Daran beteiligen sich in uns zwei Systeme, nämlich das Immunsystem, das auf die eingedrungenen, das Fieber auslösenden Mikroben oder Giftstoffe reagiert, und das Gehirn, das Krisenmanagement betreibt. Unsere Krisenanfälligkeit leitet sich davon ab. Wir dürfen dem Geschehen keinen freien Lauf lassen, das uns unmittelbar betrifft. Unser Leben hängt davon ab. Ganz entsprechend neigen wir dazu, uns auch in den Lauf der äußeren Natur einzumischen, um sie »krisenfester« zu machen. Möge es uns nicht gelingen! Wir lenken längst zuviel. Es ist leichter, Krisen zu verstärken als sie zu überwinden. Vor allem, wenn zu viele Lenker beteiligt sind.

Der Evolutionsbiologe und Ökologe **Professor Dr. Josef H. Reichholf** war von 1974 bis 2010 Sektionsleiter Ornithologie der Zoologischen Staatssammlung München und hat soeben eine umfangreiche Studie über den »Ursprung der Schönheit« mit dem Untertitel »Darwins größtes Dilemma« beim C.H. Beck Verlag vorgelegt.





Krisensucht

Die deutsche Reaktion auf die Katastrophe in Japan

Text: **Miki Sakamoto** **AM 11. MÄRZ 2011** traf Japan die schlimmste Katastrophe seit dem Zweiten Weltkrieg. Ein Seebeben der Extremstärke 9 löste eine Flutwelle aus, die als Tsunami mit verheerender Wucht an die Nordostküste der Insel Honschu schlug. Ihr fielen an die 30 000 Menschen zum Opfer. Ein Küstenstrich von weit über 100 Kilometern Länge wurde verwüstet. Anfang April schätzte die japanische Regierung die Schäden auf mindestens 220 Milliarden Euro.

Gut eine Woche lang machte die Katastrophe Schlagzeilen in den deutschen Medien. Dann war das Interesse an den toten Japanern und der viel größeren Zahl, die durch den Tsunami alles verloren hatten, weitgehend erloschen. Die Deutschen hatten nun mit sich selbst zu tun. Es ging um den Atomausstieg. In der Diskussion darüber zählten nicht mehr die wirklichen, sondern die möglichen Toten. Dass die Atomanlage in Fukushima vom Tsunami teilweise zerstört war und Radioaktivität austrat, traf die Gemüter in Deutschland hart. Das als zweites Tschernobyl in Fernost empfundene Geschehen löste eine Krise aus, die für manche Politiker in die Katastrophe führte. Deutschland schien von Erdbeben und Tsunami härter getroffen als Japan.

UND PLÖTZLICH WURDE den Menschen hier klar, wie anders die Japaner sind. Sie verfielen nicht in Massenpanik. Wir Japaner verstanden nicht, warum die Journalisten aus der Ferne berichteten und nicht von den Orten des Geschehens. Die Lage in und um Fukushima beurteilten nicht hochkarätige Atomwissenschaftler im deutschen Fernsehen, sondern

oben »Unter der Welle im Meer vor Kanagawa«, bekannt als »Die große Welle«, einer der Farbholzschnitte der 36 Ansichten des Berges Fuji von Katsushika Hokusai (etwa 1830). Obwohl dieses Bild häufig in der Literatur mit Bezug auf Tsunamis verwendet wird, war das nicht zwangsläufig der Grundgedanke von Hokusai.

Warum tun die Deutschen, als ob sie die Opfer wären?

Greenpeace. Die »German Angst« griff um sich. Allerdings kam sie nicht über die Schweizer Grenze oder nach Frankreich, sondern nur bis nach Österreich. Nahe dem Geschehen dachte Tokio nicht daran, sich selbst zu evakuieren. Das Leben ging fast unverändert seinen normalen (schnellen) Gang in der 37 Millionen-Metropole, dem größten Stadtkomplex der Welt.

»Warum sind die Japaner so?«, wurde ich oft gefragt in diesen Tagen und Wochen. Bilder hatten die Medienrunde gemacht, die sogar Kinder »ganz gefasst« zeigten, so als ob sie wie die übrigen 130 Millionen Japaner fest entschlossen wären, dem Geschehen zu trotzen und die Krise zu meistern. »Warum sind die Deutschen so?«, fragte ich mich. Warum verstehen sie nicht, dass sich ganz Japan getroffen fühlt und nicht nur die Betroffenen? Warum tun die Deutschen, als ob sie die Opfer wären? Aus Mitgefühl wohl kaum, denn das hätte den Tsunami-Toten, den Waisenkindern und den Überlebenden gelten müssen, die alles verloren haben. In der Atomanlage Fukushima starben nur zwei Menschen – und das waren Arbeiter, die beim Erdbeben ums Leben kamen, nicht durch die atomare Verstrahlung. Warum haben so viele Deutsche davor so große Angst, nicht aber vor dem Tod auf ihren Straßen, der alljährlich Tausende trifft? Der deutsche Ausstieg aus der Nutzung der Atomenergie wird global bedeutungslos bleiben, denn weit mehr neue Reaktoren sind weltweit im Bau als Deutschland abschalten kann.

Die »Deutsche Angst« ist für uns kein Lehrmeister.

Warum also die »Deutsche Angst«? Hätte sie mit dem 2. Weltkrieg zu tun, müssten auch wir Japaner eine solche haben. Uns trafen wie Deutschland die flächen-deckende Vernichtung der Städte mit Millionen Opfern und die amerikanisierende Umerziehung. Zusätzlich wurden an uns die Atombomben ausprobiert. Eine Viertelmillion Tote und Strahlungsschäden markieren die »Erfahrung«, die wir mit atomarer Vernichtung machen mussten. Doch wir bauten Hiroshima und Nagasaki wieder auf. Blühende Millionenstädte sind beide geworden! Und die japanische Bevölkerung erfreut sich trotz zweier Atombomben und vieler Atombombentests im uns so nahen Pazifikraum der größten Lebenserwartung weltweit. In Japan leben die gesündesten alten Menschen. Die »Deutsche Angst« ist für uns kein Lehrmeister. Uns gefährdet die Natur, nicht die Technik. Erdbeben, wie wir sie ertragen müssen, kann sich die Bevölkerung in Deutschland wohl kaum vorstellen. 1923 wurde Tokio vom großen Kanto-Beben zerstört, 1995 traf es Kobe. Die Erde bebt in jedem Jahr mehrfach heftig. Mit Erdbeben sind die Kinder von klein an vertraut. Kaum dass sie auf eigenen Beinen stehen können, werden sie darauf vorbereitet. Wie auch auf Tsunamis an der Küste, auf Taifune und auf Vulkanausbrüche.

ICH WUCHS GEGENÜBER dem Vulkan Sakurashima an der Bucht von Kagoshima auf. Er ist etwa so aktiv wie der Ätna. Wir wissen, wie wir uns bei einem Taifun zu verhalten haben. Japan baut so, dass die Häuser nicht durch die Luft fliegen wie amerikanische »Kartenhäuser« bei einem Tornado. Auch das extrem starke Beben vom 11. März hätte Japan nicht wirklich erschüttert. Die Verheerungen verursachte der nachfolgende Tsunami. Die Schutzmauern waren zu niedrig. Wir werden daraus lernen, wie die Holländer bei ihrem Deichbau gelernt haben. Auf den japanischen Inseln leben 130 Millionen Menschen; so viele wie in Deutschland und Frankreich zusammen, aber Platz ist für sie nur auf einem Drittel der Fläche beider europäischer Länder. Japan hat keine Wahl. Es muss mit den Gefahren der Natur leben.

Würden wir wie die Deutschen darauf reagieren, befänden wir uns in einer Dauerkrise. Niemand hält das aus, ohne verrückt zu werden. Übertreibungen, wie sie hier in Deutschland normal sind, erzeugen Krisenstimmung, lösen aber die Probleme nicht. Seltsam sind sie, die Deutschen: Sie leben in einem so schönen und so sicheren Land – voller Angst!

Miki Sakamoto, geboren in Kagoshima/Japan, entstammt der alten Satsuma-Familie. Sie studierte in Tokio klassische japanische und chinesische Literatur und Kulturanthropologie in München. In Japan schrieb sie für verschiedene Zeitungen, seit 1974 lebt sie in München. Soeben erschien im Nymphenburger Verlag ihr Buch »Die Kirschblütenreise oder wie meine Großmutter Nao den Wandel der Zeit erlebte«.

gemeinfrei - Wikipedia entnommen

links Wegen der Aschewolke des isländischen Vulkans Eyjafjallajökull wurde am 15. April 2010 der Flugbetrieb am Flughafen München eingestellt; im Bild gestrandete Reisende auf Notbetten in Terminal 2.

169 | **quadrat** | zentimeter

Kultur

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
der E.ON Bayern AG

Wir und unsere Krisen.

Eine gemischte Bilanz

Text: Gerhard Schulze

NEULICH ERHIELT MEINE Frau eine Einladung zu einem Seminar: Krisenmanagement für Frauen. Ich sah ihre hochgezogene linke Augenbraue und wurde neugierig. »Und?«, fragte ich, »gehst du hin?« »Eher nicht«, sagte sie. »Gabi hat da schon mitgemacht. So als Unternehmergattin, Ökoaktivistin und dazu noch all die Friseurtermine, da konnte sie den Kurs gut brauchen.« Meine Frau macht sich über die Erscheinungsformen der bürgerlichen Wohlfühlkultur immer gerne lustig, aber diesmal gab sie betont sachlich wieder, was ihre Freundin Gabi von dem Seminar erzählt hatte.

Zu Beginn des Tages sollten die Teilnehmerinnen aufschreiben, welche Krisen sie in ihrem Alltag erleben; am Ende des Tages machten sie zehn Yoga-Übungen und einen Outdoor-Kontakt zum Stressabbau, sprich einen Spaziergang im Schlossgarten von Ansbach, wo das Seminar stattfand. Und dazwischen? Was hatte denn nun all die Teilnehmerinnen in ihre jeweils sehr persönlichen Krisen gestürzt? »Gabi hat

gesagt, Ursachen für Frauenkrisen seien zum Beispiel Männer, die zu viel reden und alles besser wissen. Oder Männer, die gar nicht reden und jahrelang vor sich hinmuffeln. Oder Kinder, die die ganze Woche über Termine haben, mit dem Auto hingebacht und wieder abgeholt werden müssen. Oder das ewige Scheitern des Versuchs, endlich abzunehmen. Oder langsam dement werdende Eltern. Oder steigende Energiekosten und kaputte Waschmaschinen. Oder verschiedene Zipperlein wie Verstopfung, Durchfall und Lebensmittel-Unverträglichkeiten, die man alle sehr, sehr ernst nehmen muss.« Ich sagte gar nichts und meine Frau schloss ihren Bericht mit der Feststellung: »Homo sapiens. Wir haben den Faustkeil erfunden und sind auf dem Mond gelandet, heutzutage kriegen wir Sellerie-Allergien.«

ICH DACHTE AN mein Elternhaus in den 50er Jahren. Wir waren eine Pfarrersfamilie mit vier Kindern und bewohnten das größte Haus im Dorf, hatten aber kaum Möbel dafür.

Wir freuten uns über die Lebensmittel, die uns die Bauern brachten. Eine Waschmaschine gab es nicht, sondern einen großen Kessel. Einen Kühlschrank gab es auch nicht, sondern eine Speisekammer. Der Küchenherd wurde mit Holz geheizt, und im Winter wuchsen Eisblumen an den Fenstern.

MEINE MUTTER HÄTTE noch mehr zu Protokoll geben können, aber den Sinn eines solchen Seminars hätte sie trotzdem nicht eingesehen. Sie hatte gerade den Zweiten Weltkrieg überlebt und da sieht man die Dinge in einem anderen Licht. Das Wort »Krise« im Zusammenhang mit einem endlich wieder möglichen, ganz normalen Alltagsleben war ihr so fremd wie die dahinter stehende Perspektive. In den 50er Jahren nahm praktisch niemand diese Perspektive ein, und so tauchten bestimmte Worte, die heute allgegenwärtig sind, einfach nicht auf: Krise, Risiko, Problem, Stress, Konflikt, Depression, Burnout-Syndrom.

So gut wie alle Menschen, mit denen ich rede, haben das Gefühl, dass unsere Welt dabei sei, aus den Fugen zu geraten. Einige können deshalb die Fernschnachrichten nicht mehr ertragen. Sie sehen sich mehr und mehr bedroht – politisch, ökonomisch und oft auch privat. Viele leben in dem Gefühl, es könne nun wirklich nicht mehr lange gut gehen. Die Alarmstimmung in Deutschland hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen. Gilt dies auch für die Gründe des Alarms? Was davon geht auf das Konto einer objektiven Gefährdung, und was geht auf das Konto einer zunehmend subjektiven Gefährdungs-Sensibilität?

Wahrnehmung und Wirklichkeit: Die objektive Seite

Man muss nicht lange nachdenken, um eine Liste von Problemen aufzustellen, die in Krisen und sogar Katastrophen münden können: Der Welthunger ist nicht besiegt. Millionen Menschen leben in Armut und haben keinen Zugang zu



links Typisch amerikanischer Highway.

sauberen Trinkwasser. Immer mehr Bakterien sind gegen alle bekannten Antibiotika resistent. Pakistan hat Atombomben, der Iran könnte sie bald haben. An diesen Problemen gibt es nichts zu deuteln, und nur wenige werden hier abwiegeln und behaupten: Ist doch alles nicht so schlimm.

ZUR OBJEKTIVEN SEITE gehört auch, dass sich ebenso spontan eine Gegenrechnung aufmachen lässt. Viele Risiken haben abgenommen, viele Krisen sind verschwunden: Der Kalte Krieg ist vorbei, die Vorherrschaft totalitärer Systeme ist gebrochen und die Demokratie weltweit auf dem Vormarsch. In Europa ist die Luftbelastung mit Schwefeldioxyd und Stickoxyden drastisch gesunken, Flüsse und Seen sind wieder sauber geworden. Das deutsche Waldsterben ist ausgeblieben, im Gegenteil: Es gibt hier bei uns immer mehr Wald, unsere Lebenserwartung steigt Jahr für Jahr um etwa drei Monate und jeder kann sich in guter Qualität ernähren, preiswerte Discounter machen es möglich.

Die Bilanz ist also immerhin gemischt. Vieles ist gut, doch zählt das überhaupt? Haben die kleinen und großen Siege über die Schrecken der Welt, die vielen Beispiele einer gelingenden Normalität für unsere Krisenwahrnehmung eine Bedeutung? Nein, das haben sie nicht, denn es ist uns sozusagen in die Wiege gelegt, dass wir immer auf der Hut sind. Ohne eine gewisse anthropologisch verankerte Grundspannung hätten wir die Steinzeit mit all ihren Gefahren nicht überlebt.

WELCHE GEFAHREN DEM vorgeschichtlichen Homo sapiens drohten, war relativ leicht zu beurteilen: Ein wütender Konkurrent, ein Säbelzahniger auf der Jagd, ein gebrochenes Bein. Was heute eine objektive Gefährdung darstellt und was nicht, ist viel schwerer zu erkennen. Oft muss man sich auf Fachleute verlassen, und die sind nicht immer einer Meinung. Was wir uns an diesem Punkt abverlangen müssten, ist Folgendes: jede behauptete Gefahr, jedes vermutete Risiko, jede antizipierte Krise auf ihren objektiven Gehalt hin zu prüfen. Es zumindest zu versuchen.

Krise und Normalität

Krise heißt, dass der normale Gang der Dinge gestört, blockiert, unterbrochen ist. Das einfachste Beispiel ist eine Krankheit. Einen gesunden Kör-

per spürt man nicht, heißt es. Man spürt immer nur die Krise des Körpers, die Erkältung, die Zahnschmerzen oder den verstauchten Knöchel. Ein Arzt aber kann sich damit nicht begnügen. Er braucht genaue Kenntnisse darüber, wie der gesunde Organismus funktioniert, sonst kann er die Krankheit nicht beschreiben.

Allgemein gesprochen: Ohne eine Theorie des Normalen sind Krisendiagnosen unmöglich, ob es sich um den menschlichen Körper, technische Anlagen, Unternehmen, Staaten oder sonstige Systeme handelt. Wer sich also mit Krisen beschäftigt, muss zunächst über Normalität nachdenken.

NUN UNTERSCHIEDET SICH unsere Normalität heute wesentlich von der Normalität der 50er Jahre, um noch einmal auf das Eingangsbeispiel zurückzukommen. Es gab damals sehr vieles nicht und schon allein deshalb gab es auch weniger Krisen. In dem Dorf, in dem ich groß geworden bin, lebte man mehr oder weniger autark. Kaputte Waschmaschinen, Autos oder Fernsehgeräte konnten keine Krisen verursachen, und wenn der Strom ausfiel, holte man eben ein paar Kerzen hervor. Das ist heute anders. Eine der großen Entwicklungslinien moderner Normalität besteht in der ständigen Vermehrung der uns bestimmenden Systeme.

Wir sind abhängig von Personen- und Warenverkehr, Energieversorgung, Internet, Telefon, Wärmetauschern, Wasserwerken, Gasleitungen und so weiter. All dies muss reibungslos funktionieren und tut es in der Regel auch. Wenn nicht, haben wir eine Krise: Kilometerlange Staus, gestrandete Flugpassagiere, Datenklau, Internetworks, Liefer-Engpässe, Rationierungen, Blackouts – all diese möglichen oder auch tatsächlichen Systemausfälle bedrohen unsere Normalität und befeuern unser Krisengefühl.

© foto@Fotolia.com

169 | **quadrat** | zentimeter

Kunst

www.eon-bayern.com

Kulturpreis Bayern
der E.ON Bayern AG

Ein zweiter Aspekt unserer Normalität wird sichtbar, wenn man den Wandel gegebener Systeme im Lauf der Zeit untersucht. Diesen Wandel erleben wir ständig, und wir finden ihn normal. Was wären die Hannover Messe, die CeBIT, die Consumenta, die Fotokina, der Autosalon, die Grüne Woche ohne Innovationen? Diese Veranstaltungen dienen allein dem Zweck, der Öffentlichkeit Neues zu präsentieren. Was wäre nun, wenn eine dieser Messen nur noch das bringen würde, was es bereits gibt, und zwar mit der Begründung, die Entwicklung sei abgeschlossen, es gehe jetzt nur noch darum, das Bestehende zu bewirtschaften: Wartung, Reparatur, Ersatz?

MEIN ERSTER GEDANKE wäre: »Das ist doch nicht normal!«, denn wir haben es in der Moderne mit zwei Typen von Normalität zu tun: zum einen mit der Normalität bestehender und hochkomplexer Systeme, die allesamt jederzeit funktionieren sollen, zum anderen mit der Normalität der ständigen Veränderung dieser Systeme. Das Notebook beispielsweise, auf dem ich diesen Text schreibe, ist ein bestehendes System, aber ich denke auch schon an das nächste Notebook, das ich mir kaufen werde. Es existiert vielleicht noch gar nicht, aber schon jetzt steht für mich fest, dass es leichter, energie-effizienter und komfortabler sein wird; außerdem wird es Dinge können, die mein jetziges Notebook nicht kann.

Das Neue löst das Alte ab, und das gilt nicht nur für die Warenwelt. Die Ordnung der Transformation gilt für viele Teile des modernen Lebens. Ob Wirtschaft, Politik oder Wissenschaft: Stillstand führt zu Erstarrung. Bis in die Privatsphäre hinein haben sich Ordnungen der Transformation etabliert. Wer in der Psychotherapie, der Mediation und beim Coaching darauf beharrt, dass alles bleibt wie es ist und wie es immer war, der gilt als hoffnungsloser Fall.



oben Normaler Alltag wird heute vielfach als stressbehaftet empfunden.

Selbst im sogenannten Beziehungsgespräch, also auf der intimsten sozialen Ebene, gilt mangelnde Wandlungsfähigkeit als Problem. Wenn ein Paar Schwierigkeiten miteinander hat und beide Partner die Beziehung retten wollen, müssen sie etwas ändern. Das geht zwar oft schief, aber man hat es wenigstens versucht. Die Idee dahinter ist typisch modern: ein bestehendes soziales System, zum Beispiel eine Beziehung, in geordneter Weise zu transformieren, und zwar durch gemeinsam aufgestellte Regeln, gute Kommunikation und herrschaftsfreien Diskurs. Gibt es hierbei Defizite und sind die Gegensätze unüberwindlich, kommt es zu einer Krise eigener Art, zu einer Transformationskrise.

EINE TRANSFORMATIONSKRISE IST schwerer zu erkennen und zu überwinden als eine Systemkrise. Schon ein geglücktes Beziehungsgespräch ist eine reife Leistung, aber wie steht es mit anderen Transformationskrisen? Etwa beim

Zusammenwachsen von zwei fusionierten Unternehmen? Beim Einigungsprozess der Europäischen Union? Bei der Überführung globaler Finanzmärkte in ein kontrollierbares Gebilde? Beim Weg arabischer Staaten in die Demokratie? Bei der Lösung des Welternährungsproblems? Beim Ausstieg aus der Kernkraft? Wir brauchen für all dies ebenfalls eine geordnete Transformation, aber wir verfügen kaum über die richtigen Ansätze dazu.

Wahrnehmung und Wirklichkeit: Die subjektive Seite

Noch etwas führt uns dazu, dass wir uns bedrohter fühlen als meine Mutter vor sechzig Jahren. Was die Teilnehmerinnen am »Krisenmanagement für Frauen« heute als erhebliche Normalitätsstörung ansehen, war für Frauen ihrer Generation gar nichts. Die paar Unstimmigkeiten, Krankheiten, Organisationsprobleme oder die Pflegebedürftigkeit meiner Großmutter waren leichte Störungen, aber noch keine Krise des Systems Haushalt.

DAMALS KAMEN ZEHN Millionen Flüchtlinge nach Westdeutschland; auch bei uns im Pfarrhaus wurde zwangsweise eine Familie einquartiert, was nicht ganz einfach war. Stellen Sie sich vor, heute kämen mit einem Schlag zehn Millionen arbeitslose und obdachlose Menschen in die alten Bundesländer geströmt – wie groß das Entsetzen wäre, obwohl wir heute viel besser dafür gerüstet wären, mit einem solchen Problem umzugehen.

Demnach ist unsere Problemschwelle niedriger als damals. Ich sehe dafür vor allem vier Ursachen: Erstens haben wir gerade keine echte Katastrophe hinter uns – keinen Weltkrieg, keine zerbombten Städte, kein Massensterben, keine Hungersnot, keine Hyperinflation. Unser Maßstab ist nicht mehr die totale existenzielle Bedrohung, sondern die Störung eines vergleichsweise komfortablen Lebens.

Zweitens haben System- und Transformationskrisen zum Teil dramatische Auswirkungen auf unseren Alltag. Wir

haben sie nicht verursacht, aber sie verändern unser Leben, und wir können nichts dagegen tun. Solche Ohnmachtgefühle steigern die Krisensensibilität enorm.

DRITTENS HAT SICH seit den 50er Jahren ein gigantisches System aufeinander bezogener und sich gegenseitig bestärkender Medien entwickelt. Printmedien, Fernsehen und Internet konkurrieren um unsere Aufmerksamkeit und versorgen uns permanent mit schlechten Nachrichten. Wir interessieren uns nicht für reibungslose Abläufe und den normalen Gang der Dinge, sondern für Störfälle, Krisen und Katastrophen. Dies ist – wie weiter oben angedeutet – anthropologisch bedingt, aber wir sollten uns der Selektivität unserer Wahrnehmung besser bewusst sein, sonst sehen wir uns angesichts der schier Fülle schlechter Nachrichten viel bedrohter, als wir es tatsächlich sind.

Viertens beobachten wir uns ständig selbst, beurteilen die Situation und unsere Chancen, darauf Einfluss zu nehmen. Soziologen nennen dies Reflexivität. Zu Beginn der Zivilisationsgeschichte ging es dabei nur darum, die Lebensumstände zu verbessern. Was, schon wieder bloß Beeren und rohes Mammutfleisch? Ohne Reflexivität hätten wir das Feuer nicht zu nutzen gewusst und der Ackerbau wäre auch nicht entstanden. In der fortgeschrittenen Moderne aber ist Reflexion zu einem alle Lebensbereiche durchdringenden Prinzip geworden. Wissenschaft, Technik, Unternehmensführung, Pädagogik, Gesundheit, Psyche, die Suche nach Glück: Nichts bleibt unreflektiert. Die vergangenen Jahrzehnte haben einen ungeheuren Schub an Reflexivität mit sich gebracht und damit auch eine wachsende Sensibilität für Störungen, Krisen und Risiken.

Bis hierhin und nicht weiter?

Wir leiden also unter einer gesteigerten Krisensensibilität und besonders wir Deutschen scheinen davon betroffen zu sein. Das Ausland prägte für unsere mentale Besonderheit den Begriff »German Angst«. Werden wir auch

diese Angst zu reflektieren lernen? Werden wir unsere Normalität und unsere Krisen besser beschreiben und verstehen können? Oder brauchen wir Rückbau, Entschleunigung, Kleinteiligkeit, um uns im Leben wieder besser zurechtzufinden?

VIELE MENSCHEN REAGIEREN auf ihr permanentes Krisengefühl mit einer tiefen Sehnsucht nach Ankunft und Kirchturn-Ökonomie. Beinahe alle großen Systeme stehen unter Generalverdacht; Dezentralität und Überschaubarkeit wurden zu Schlüsselbegriffen einer zivilisationsmüden Generation.

Es ist wahr: Die Moderne nervt. Aber sie ist die Alternative zu Stillstand, Dogmatismus und Denkverboten. Modern zu leben, heißt besser nachzudenken als jemals zuvor. Es ist schwieriger geworden, die eigene Situation, die uns umgebende Lebenswelt und das große Ganze zu reflektieren, aber es ist möglich. Es ist schwieriger geworden, sich eine eigene Meinung zu bilden, aber es ist möglich.

MODERN ZU LEBEN, heißt auch, eine Balance zu finden zwischen Ankunft und Aufbruch, zwischen Ruhe und Unruhe. Für Ruhe muss ich nicht plädieren, für Unruhe schon.

Professor Dr. Gerhard Schulze ist Soziologe und Emeritus für Methoden der empirischen Sozialforschung und Wissenschaftstheorie an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. 2011 erschien sein neuestes Werk unter dem Titel »Krisen. Das Alarmdilemma« im Fischer Verlag.

Kulturpreis Bayern

der E.ON Bayern AG

in Partnerschaft mit dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst

Leistung und Engagement für die Region sind Markenzeichen der E.ON Bayern AG. Jährlich verleihen wir den mit insgesamt 170.000 € dotierten Kulturpreis Bayern für überragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Ausgezeichnet werden neben herausragenden Künstlern auch die besten Absolventen beziehungsweise Doktoranden bayerischer Fachhochschulen und Universitäten sowie der fünf staatlichen Kunsthochschulen in Bayern.

www.eon-bayern.com

e-on | Bayern



Perspektive und Differenz.

ODER WIE WIR LERNEN SOLLTEN, DIE KRISE ZU LIEBEN.

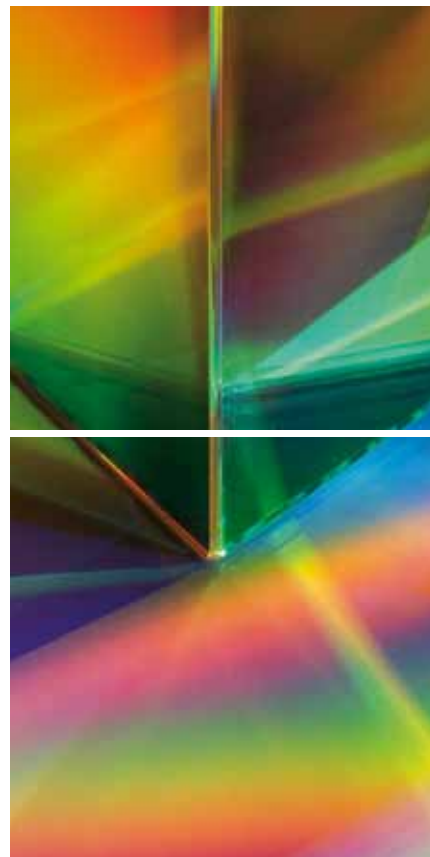
Text: **Armin Nassehi**

DIE KRISE IST allgegenwärtig. Die möglichen Komposita sind Legion, mit denen sich die Allgegenwart der Krise und ihrer Krisen ausdrücken lässt: Wirtschafts-, Finanz-, Euro- und Währungs-, Energie-, Bildungs-, Integrations-, verschiedene Branchenkrisen: die Krise der Parteien, der Kirchen, der Universitäten, die Atom- und Klimakrise, nicht zu vergessen die Krisengebiete dieser Welt und das dazugehörige Krisenmanagement. Auch in individuellen Leben kommt sie vor: am liebsten wohl als Ehe- oder Beziehungskrise. Wenigstens semantisch haben wir uns an Krisendiagnosen gewöhnt. Die wirksamsten Selbstbeschreibungen unserer westlichen Gesellschaft machen ein krisenhaftes Geschehen aus – zumeist formuliert in der Erwartung, dass sich die Dinge zum Besseren zu verändern haben, dass Krisen überwunden und gelöst werden müssen, dass angemessene Entscheidungen zu fällen sind.

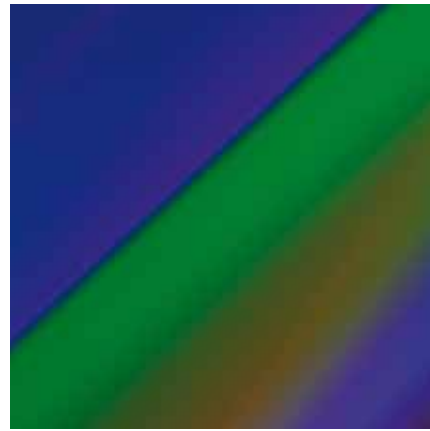
Durch Entscheidung zur Krise

Diese Gesellschaft wird gerne als Entscheidungsgesellschaft beschrieben. Es lässt sich kaum etwas benennen, was nicht entschieden werden muss oder nicht auf Entscheidungen zurückgeführt wird. Ob es sich um große weltpolitische oder ökonomische Fragen handelt oder ob es um individuelle Lebensverläufe, um die Partner- und Berufswahl, um ästhetische oder normative Vorlieben geht – selten führen wir dies auf schicksalhafte Konstellationen oder unpersönliche, undurchschaubare Mächte zurück. Schon der Zufall gerät selbst in die Krise – denn wer sich auf Zufall verlässt, hat letztlich das Heft des Handelns schon aus der Hand gegeben, die Autonomie des Entscheidens negiert und sich ausgeliefert. Zur Krise werden die Krisen erst dadurch, dass falsche Entscheidungen getroffen wurden, was stets auf bessere Entscheidungen verweist.

DIE LÖSUNG DER Krise jedweder Art nutzt also das selbe Medium, in dem sich auch die Krise darstellt. Dass die Dinge krisenhaft falsch gelaufen sind, geht auf Entscheidungen zurück – das krisenhaft Falsche zu überwinden freilich erfordert wieder Entscheidungen. Und das heißt: Die Krise hat keine Aussicht darauf, je vorbei zu sein. Aber warum? Man müsste doch einfach nur richtig entscheiden!



© Pete Saloutos - Fotolia.com



EXAKT DAS IST das Problem. Entscheidungen tragen stets ein Moment von Nicht-Wissen in sich. Sie erfolgen stets im Modus einer prinzipiellen Unsicherheit. Wenn ich etwa weiß, dass ich an einer Weggabelung rechts abbiegen muss, bedarf es keiner Entscheidung. Ich biege dann schlicht rechts ab, ohne dass dies noch irgendwie reflektiert werden müsste. Zur Entscheidung wird das Abbiegen nach rechts erst dann, wenn ich nicht wirklich eindeutig weiß, ob rechts oder links die richtige Entscheidung ist, wenn ich also keine vollständigen Kriterien dafür habe, was das Richtige sei. Entscheidungen sollen Sicherheit herstellen – »Wir biegen rechts ab, nicht links!« –, aber sie verweisen paradoxerweise auf das Gegenteil, eben weil Sicherheit erst hergestellt werden muss. Wir kennen das auch bei individuellen Entscheidungen. Vor der Entscheidung erscheinen zwei (oder mehrere) Alternativen als vielleicht nicht gleichrangig, aber prinzipiell möglich. Und dann erfolgt eine Entscheidung für eine der Alternativen – und alles sieht nach Eindeutigkeit und Klarheit aus, nachdem man die anderen Möglichkeiten losgeworden ist. Aber wenn man dann die Entscheidung im Nachhinein beobachtet, verfliegen Eindeutigkeit, Klarheit und Sicherheit, denn eine Entscheidung war die Entscheidung ja nur, weil man auch anders hätte entscheiden können.

Es müsste aus dieser Beschreibung schon deutlich geworden sein, dass eine Welt, in der fast alles durch Entscheidungen geregelt werden muss, sich irgendwie stets in der Krise wähnt. Sie kommt irgendwie nie zu einem wirklichen Ende, schon weil Entscheidungen mit all ihren Inszenierungen von Sicherheit, Klarheit und Eindeutigkeit auf das

Gegenteil verweisen – und weil es stets wieder zu neuen Entscheidungsnotwendigkeiten kommt. Diese Gesellschaft kommt letztlich nie zu einem Ende – sie setzt stets Neues auf die Agenda, erzeugt neue Uneindeutigkeiten und sieht deshalb krisenhaft aus.

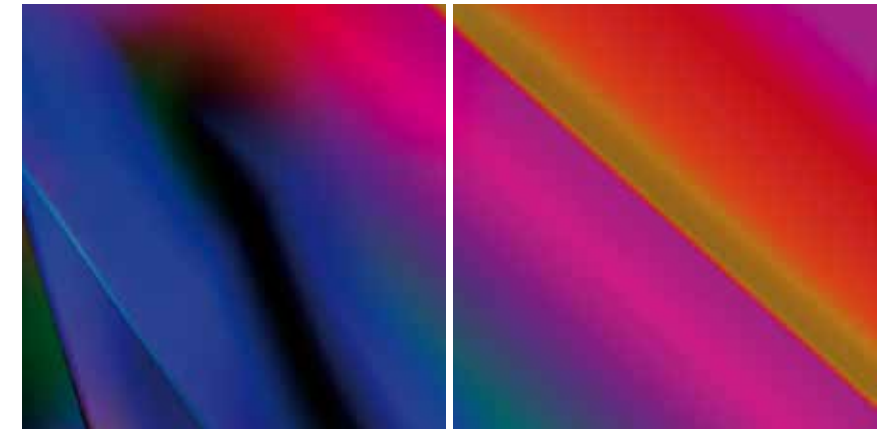
Modernität ist uneindeutig

Aber sind es nicht die Uneindeutigkeiten, die das Krisenhafte ausmachen? In der Tat – aber das ist es, was Modernität unausweichlich und unhintergebar prägt. Gesellschaftliche Modernität gibt sich nicht mehr mit kompakten Verhältnissen zufrieden. Sie erlebt an sich selbst, dass jede Beobachtung, jede Perspektive, jede Diagnose, jedes Statement, jeder Anspruch und jede Zumutung auch noch anders hätte ausfallen können. Vielleicht war das immer so – was aber das Moderne der modernen Gesellschaft ausmacht, ist die Erfahrung, dass wir die bloße Differenz, die bloße Unterschiedlichkeit von Perspektiven nicht mehr per se als problematisch oder illegitim ansehen. Wir haben uns letztlich daran gewöhnt, dass die Dinge mehrfach codiert sind, eben: uneindeutig.

Die Folgen von Fukushima

Man muss sich nur vergegenwärtigen, wie die Gesellschaft mit der nuklearen Katastrophe im japanischen Fukushima umgeht – und ich meine damit nicht, wie sie politisch darauf reagiert oder welche Konsequenzen sie daraus zieht. Was in Fukushima passiert ist und noch passiert, ist nicht eindeutig zu sagen, sondern nur mehrdeutig. Ohne Zweifel ist es eine menschliche Katastrophe für diejenigen, die ihre Heimat verloren haben, für die japanische Bevölkerung, die in Angst vor Langzeitfolgen lebt, für diejenigen, die in Tschernobyl noch »Liquidatoren« hießen und deren heutige Krankheitsgeschichten eine fürchterliche Zukunftsvision für die sind, die den selben Job heute an der japanischen Pazifikküste betreiben.

ABER DAMIT IST Fukushima nicht ausreichend beschrieben. Die Folgen stellen sich ganz unterschiedlich dar. So sind die Folgen von Fukushima für einen ganzen Wirtschaftszweig etwa in Deutschland ein echtes

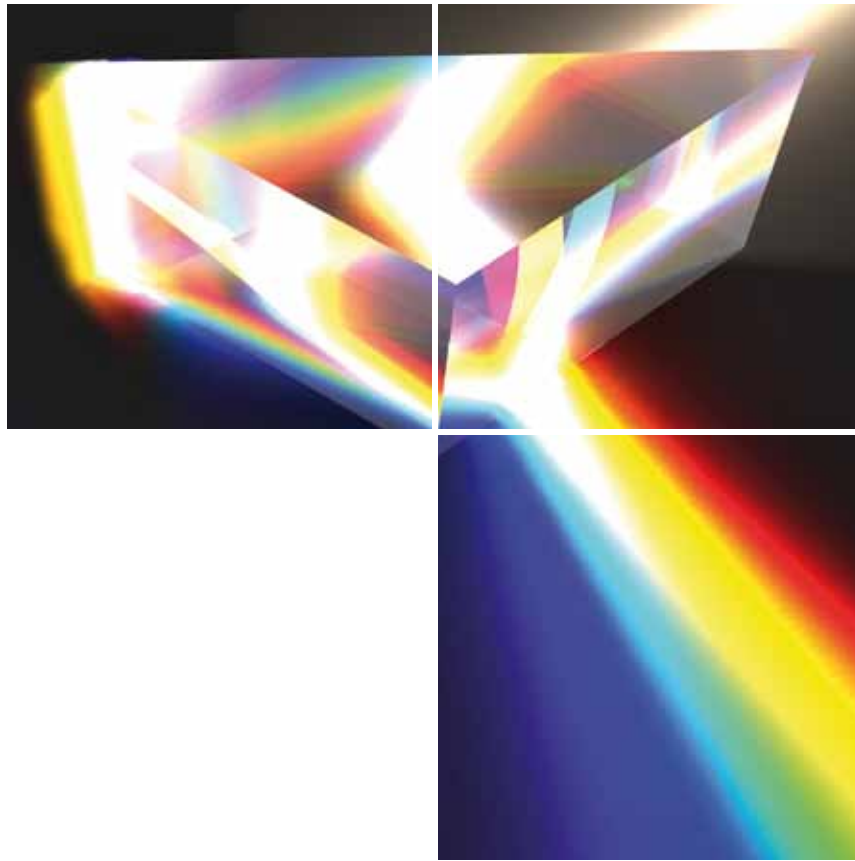


Problem – und sogar das ist nur die halbe Wahrheit. Denn Fukushima ist zugleich, auch wenn sich das nachgerade unfassbar anhört, ein Segen für manche Branchen und Unternehmen, denen sich mit der Energiewende ganz neue Märkte und damit ökonomische Chancen eröffnen. Man kann auch nicht daran vorbei sehen, dass Fukushima politische Folgen hat – es dient etwa dazu, Handlungsfähigkeit zu demonstrieren und damit politische Optionen zu eröffnen. Auch für die Wissenschaft ist Fukushima womöglich ein Segen – es eröffnen sich völlig neue Forschungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. Und lässt sich womöglich aus der Not eine Tugend machen, indem man Fukushima zum Anlass nimmt, mit neuen Technologien auf dem Weltmarkt präsenter zu werden?

Die Mehrfachcodierung der modernen Welt

Was sich so befremdlich anhört, ist exakt das, was ich die Mehrfachcodierung der modernen Welt nenne. Nichts ist aus einem Guss, alles erscheint aus unterschiedlichen Perspektiven anders – und all das lässt sich nicht still stellen. Diese Gesellschaft kommt nie zu einem Ende, sie kann sich nicht auf eine gültige Perspektive einigen, sie erlebt permanent einen Wettbewerb, einen Kampf, ein Ringen um Geltung und Wahrheit und kann die Perspektivendifferenzen nicht aufheben.

DAS IST ES, was die Krisenhaftigkeit der modernen Gesellschaft ausmacht: dass sich keine Eindeutigkeit herstellen lässt und jeglicher Geltungsanspruch durch konkurrierende Ansprüche herausgefordert wird. Eine solche Gesellschaft kommt nicht zur Ruhe. Sie befindet sich letztlich stets im Ausnahmezustand. Der Ausnahmezustand wird zum erwartbaren Normalfall – in dem Sinne, dass nichts je zu einem Ende kommen kann. Diese Gesellschaft verändert sich so schnell und hat so viele Kontexte, dass es immer weiter geht. Es gibt immer auch noch einen anderen, einen weiteren Blick, der jeglichen Schlusssatz konterkariert. Der Klassiker für Schlusssätze ist die vatikanische Formel dafür, dass es keine Widerworte mehr geben darf: *Roma locuta, causa finita* – Rom hat gesprochen, und damit ist der Fall erledigt. Mit dem Gestus des *Roma locuta* treten immer noch viele auf, aber *causa finita* – das geht nicht mehr.



SPRICHT HIER EIN großer Zyniker, der angesichts realer, belastender Krisen ihre Unvermeidlichkeit betont und empfiehlt, sich eben damit zu arrangieren? Oder spricht hier ein Fatalist, der sich mit der Unentrinnbarkeit der Krise abgefunden hat?

Nun, beantworten lassen sich diese Fragen nur, wenn wir uns einmal versuchsweise vorstellen, wie diese Welt eigentlich aussehen müsste, damit sie nicht als krisenhaft erlebt wird. Was müsste an einer solchen Gesellschaft anders sein als an der Gesellschaft, in der wir leben?

EINE SOLCHE GESELLSCHAFT müsste in einer spezifischen Weise anders sein als die unsere: Sie müsste Instanzen und Techniken kennen, die in der Lage sind, eine gemeinsame Perspektive herzustellen und diese Perspektive dann auch durchsetzen. Sie müsste Perspektivendifferenz außer Kraft setzen. Sie müsste womöglich das tun, was die großen Ideologien des 19. und 20. Jahrhunderts als utopische Erwartung gepflegt haben. Sie alle, der Nationalismus, der Faschismus, der Kommunismus waren sich, bei aller radikalen Unterschiedlichkeit, darin einig, das prinzipiell Krisenhafte der modernen Gesellschaft beseitigen zu wollen. Sie haben einen Mythos gesellschaftlicher Einheit gepflegt, der gerade auf die der Moderne inhärente Uneindeutigkeit und Perspektivendifferenz reagiert hat. Dass all diese Ideologien ihren Machtanspruch nach kurzen charismatischen Aufbruchsphasen stets mit Gewalt durchsetzen mussten, zeugt davon, dass sich die moderne Gesellschaft eben nicht stillstellen lässt. Und hier ist der Punkt, an dem deutlich wird, dass wir das Krisenhafte der modernen Gesellschaft schätzen lernen sollten.

Krise konstruktiv nutzen

Es ist völlig unvermeidlich, Modernität und Krise in einem Atemzug zu nennen. Aber es ist gerade das Großartige der westlichen modernen Lebensform, dass wir diese Krise konstruktiv zu nutzen verstehen. Nur weil die Politik eine permanente Krise ist, kann es Regierungswechsel ohne Blutvergießen geben und können sich politische Entscheidungen als revidierbar darstellen. Nur weil es stets vorläufige Lösungen gibt, gibt es demokratische Entscheidungsprozeduren. Nur weil Märkte sich nicht stillstellen lassen und Marktakteure ständig Risiken eingehen, sind Märkte so produktive Problemlöser. Nur weil religiöses Erleben heute krisenhafter zweifelt, kann sich ein persönliches Gottesverhältnis aufbauen, das sich nicht mehr von Autoritäten gängeln lässt. Nur weil Familien stets vom Scheitern bedroht sind, kann Liebe zur Grundlage des Zusammenlebens werden. Liebe ohne Krise – das geht kaum! Nur weil Kunstwerke sich gewohnten Routinen entziehen und krisenhaft kaum verstehbar werden, kann die moderne Kunst das tun, was sie tut: auf die Kontingenz aller Formen verweisen. Nur weil die Wissenschaft zum selben Gegenstand zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen kann, gibt es Erkenntnisfortschritt. Und nur weil Kulturen immer nur eine unter anderen Varianten sind, können sie sich verändern. Nur weil wir tendenziell unzufrieden sind, können wir lernen oder uns beraten lassen.

WER AUF ALL das systematisch verzichten will, wer auf all das Krisenhafte verzichten will, muss diese Welt gegen die Enge der Tradition oder gegen autoritäre Lösungen eintauschen. Die Alter-

native ist eben die entfesselte Kommunikation, die wir von unserer Gesellschaft kennen – ohne Chance des letzten Satzes. Kommunikation ist dabei sowohl Problem als auch Lösung. Kommunikation wird entfesselt, weil die unterschiedlichen Perspektiven aufeinandertreffen und sich gegenseitig konfrontieren, aber auch, weil sie irgendwie miteinander umgehen müssen.

Kommunikation kann Intransparenz nicht aufheben

Kommunikation will manchmal nur schwer gelingen, eben weil Kommunikation gerade nicht Verschmelzung ist, sondern die Differenz der Perspektiven bearbeiten muss. Vielleicht gibt es Kommunikation nur, weil wir füreinander unerreichbar bleiben, intransparent sind. Zugleich verspricht Kommunikation, diese wechselseitige Intransparenz aufzuheben. Aus dieser Paradoxie gibt es kein Entrinnen, was wiederum zur Folge hat, dass Kommunikation in unserer schnelllebigen Welt nur selten zu einem versöhnlichen Ende kommen kann – schon weil sie selten endet. Vielleicht lassen sich deshalb Gemeinsamkeit und Übereinstimmung, vielleicht sogar: Versöhnung, nur schweigend erreichen, durch bloße wechselseitige Wahrnehmung, vielleicht wirklich nur als Mimesis. Das Problem ist nur, dass das nur kurzfristig, vielleicht nur in Augenblicken sich ereignen kann, dass man dafür aber zuvor durchs Purgatorium der Kommunikation muss. Und das trennt eher, setzt die Kommunikanden in Differenz, als dass es sie vereinigt.

Denn danach muss man exakt darüber wieder kommunizieren. Es bleibt krisenhaft – und wir sollten sie lieben lernen, die Krise.

Professor Dr. Armin Nassehi lehrt Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. In seinem 2010 im Murmann Verlag erschienenen Buch »Mit dem Taxi durch die Gesellschaft. Soziologische Storys« untersucht er die Krisenhaftigkeit der modernen Gesellschaft.

JEDER TAG EINE KRISE, JEDER TAG EINE BEWÄLTIGUNG

Von der erfolgreichen Hilfssuche zum Selbstmanagement grauer Tage

Text: **Nora Gomringer**

DER LINKE FUSS zuerst auf dem Boden, das Wasser zu lange zu kalt, die Frisur eine eigene Entität, die Zahnpasta auf dem Sprung in der Tube und in einer langen Schlange auf dem Spiegel, auf dem – und das teilt erst jetzt das verschlafene Auge dem kognitiven Zentrum des Gehirns mit – mit dem eigenen Lippenstift geschrieben steht: Es ist aus. xxx Bernd.

Verfluchte Tage, wie sie jeder mal erlebt. Aber eigentlich wohnt jedem Tag (neben dem Hessechen Zauber des Anfangs in den kleinen Stunden des Morgens) ein Fluch inne. Der Fluch des Mittelmaßes und der Unberechenbarkeit. Manche nennen diese Komponenten Schicksal und Zufall. Elende Optimisten nenne ich die. Joyce Meyer, die große Madonna der TV-Evangelisten der USA, erklärt mit bald fusseligem Mund, dass alles eine Sache der Einstellung ist und dass selbst Jesus mal einen schlechten Tag hatte, an dem er zum Beispiel seine Mutter nicht erkannte und sie als Fremde von sich wies. Meyers Rat: sich als fehlbares Wesen erkennen, viel beten, den Herren daraufhin erkennen und wie von selbst bessere Laune kriegen – durchgehend, andauernd. So verheerend harmlos ich diesen Ratschlag finde, so ehrlich versuche ich, ihn zu beherzigen und an meiner Einstellung zu arbeiten.

VOR KÜRZEM HABE ich eine große, neue Aufgabe übernommen und jeden Tag lerne ich und jeden Tag graduieren ich zu einer neuen Problemstufe. An manchen Tagen scheint man unter endlos fallenden Tetris-Würfeln eingequetscht, an anderen Tagen setzt man dieselben konstruktiv und selbstbestimmt rasch und folgerichtig aufeinander und baut sich eine neue bunte Wand, um die eigene Sache zu schirmen. Dazu gehört Lippenstift. Oder auch: das schwarze Kostüm, der Hosenanzug und der dezent eingesetzte Lippenstift, der Lidstrich, die augenscheinliche Verfei-

nerung des Äußeren. Würden Frauen sich diese Dinge nicht leisten, sie wären noch ungleicher. Davon ist auszugehen. Und doch. Jedes Gesetz kennt interpretatorische Weite und Finesse. Die ungeschriebenen kennen dazu noch allerhand Fußnoten. Männerkrisen sind ebenso vielfältig. Das Alter, die Haare, der Job, die Frauen, die Potenz. Und das soll einem nicht an Nervenkostüm und Lebensfreude nagen? Hinzukommen, mit zunehmendem Alter, Erbschaften, ausbleibende Erbschaften und die Abspenstigkeit der eigenen Kinder.

WEIL MEINE KOSMETIKERIN mittlerweile definitiv zu den teureren Produkten rät, habe ich mir Hilfe geholt. Sie ist es wert, beschrieben zu werden. Neben den kleinen mehr oder minder harmlosen Hilfestellungen des Lebens (Schokolade etc.) hilft mir Frau KS. Ich habe sie durch Nachfragen, gute Referenzen und letztlich vielleicht einfach die Erkenntnis, dass ich Hilfe möchte und brauche, gefunden. Dabei bin ich das nicht gewöhnt. Das Um-Hilfe-Bitten. Ich bin recht stolz auf meine Eigenständigkeit und hohe innere wie äußere Drehzahl. Wenn ein starkes Tier wie ich Hilfe braucht, dann ist das, wie wenn dem Tapir im Zoo ein Huf ausgeputzt werden muss... ein jämmerliches Bild. Aber der Druck und der Beratungswunsch waren letztlich so groß, dass ich zum Fragen allen Mut zusammennahm. Frau KS folgt der Lehre der systemischen Beratung, sie coacht mich. Was wir während dieser Stunden tun, das werde ich nicht ausführen, weil wir uns in der ersten Sitzung geschworen haben, dass alle Vorfälle unter uns bleiben. Trotzdem will ich berichten, was die Sitzungen für mich tun und wie sie mir Hilfe zur Selbsthilfe sind, was meinem inneren Tapir wiederum sehr gefällt. Hufe-Ausputzen leicht (selbst-)gemacht.

Mit der Hilfe der eineinhalbstündigen Gespräche lerne ich mich besser kennen, sehe die Rollen, die ich am Tag spiele und derer ich mich zur Erleichterung meiner Arbeit bediene und laut Frau KS »bedienen darf!«. Derzeit bin ich Dichterin und Direktorin und diese beiden – so meinte ich bisher – gelte es, streng voreinander zu verwahren. Frau KS zeigt mir, dass beide Damen sich die Arbeit gegenseitig erleichtern können, weil die eine eine gewieft Lady mit Sachverstand, Struktur und jahrzehntelanger Erfahrung ist; die andere fühlte sich bis vor kurzem noch ziemlich als green horn. Dieses grüne Horn färbt sich mittlerweile mit jedem Tag bunter. Bestimmte schwierige Konstellationen kehren wieder, manche Irritationen bleiben, werden aber mehr und mehr Anlass zum Durchschnaufen und Rückbesinnen. Lassen sich bewältigen – und sind zu bewältigen. Woher komme ich? Was habe ich schon



geleistet? Worauf bin ich stolz? Erlaube ich mir Zufriedenheit? – Solche und ähnliche Fragenkataloge gibt es und sie helfen beim Bewerten von Situationen. Das lustige ist, dass die Dichterin, die ich kenne, so viele Dinge wesentlich klarer und strukturierter sieht als die Direktorin, die ich kennen lerne.

oben Illustration von Sebastian Magnus.

WAS MIR SEHR gefällt: Je offener ich über bestimmte Probleme spreche, desto offener begegnet man mir, die ich das schwarze Kostüm und den Hosenanzug kaum trage, auch um eine betriebsinnere Integrität zu wahren: Künstlerinnen und Künstler wollen nicht verwaltet werden, ihr Aufenthalt soll gestaltet werden. Zum Gestalten braucht es manchmal einen Blaumann und bequeme Schuhe. Die Offenheit ist weniger Verhängnis als sich öffnender Vorhang. Natürlich exponiert einen das Sprechen, allerdings ist es einem auch die effektivste Chance auf ein Gehört-Werden. Frau KS begleitet eine Befreiung. Nicht mehr und nicht weniger. Sie war ein bisschen Mary Poppins und ein bisschen Luhmann, eine Systembeschauerin und -erkennerin, zur rechten Zeit.

Ich schildere diese Findungsprozesse, um zur Begegnung mit dem Selbst zu raten. Ob man sich auf einer Yogamatte, beim Waldlauf, im Schrank, im Schlaf oder in einem guten Gespräch findet, das bleibt einem selbst überlassen, nur aufmachen sollte man sich. Diese Begegnungen sorgen für Erzählstoff und... Klebstoff. Irgendwie hält man danach ein bisschen besser zusammen, egal wie verschieden die Teile des Ganzen auch sein mögen. Dann können die »schiefen Morgende« kommen und man kann mit der inneren Geschmeidigkeit einer wirbellosen Kreatur das Kreuz des Wirbeltiers tragen.

Nora Gomringer ist Lyrikerin und seit 2010 Direktorin des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia. Soeben wurde ihr der Jacob-Grimm-Preis zuerkannt.

Kein Tauwetter in Sicht

Kunst und Kultur während der nächsten Eiszeit – prophetische Zukunftsszenarien

Text: Ulrich Holbein

KLEINE PROBLEME BEKÄMPFT man am besten mit dem nächstgrößten Problem, und sobald einem dieses über sämtliche Köpfe wächst, gibt's eine nächsthöhere Ebene mit noch größer weiterwachsenden Problemballungen, die sich alle zusammen noch weiter oben ebenfalls als eine Großfamilie aus Scheinproblemen enttüllen. Allein das Finalproblem Tod lässt sich bei Lebzeiten selten lösen, und hinterher ist man viel zu tot, um mit dem Tod noch viel zu tun zu haben. Sämtliche Dilemmata und Krisenaufgipfelungen dieser Gegenwart oder dieses Themenheftes – wie Sprossen, Massenarbeitslosigkeit, Seuchengefahr, Risikowurst, Risikogurken, Schuldenlöcher, Ozonlöcher, AKW-Chosen – all dies wird sich künftig sofort extrem relativieren und umbeleuchten, nämlich sobald der Treibhauseffekt sich steigert, zum Reisanbau am Rhein, zu Eisbären aus Finnland auf Sylt – dann aber wird das Problem der erwärmten Nordhalbkugel sofort vom nächstgrößeren Großproblem absorbiert werden: Eine Krise rollt heran, die plusminus hunderttausend Jahre dauern kann: Plötzlich – nein, keine Angst: ganz allmählich rückt die nächste Eiszeit vor. Dann friert alles grundlegend ein. Die jetzigen lauen Sommer und halbherzigen Winter bieten unzureichende Vorgeschmäcker. Die Milliarde Afrikaner, von denen wenige z. Z. gen Nordpol flüchten, wollen dann die Milliarde Bleichgesichter, die dann komplett von der Nordhalbkugel nach unten fliehen, nicht so gern reinlassen ins gleichfalls stark abkühlende Afrika. Doch fürchtet euch nicht: Solange die Zentralheizungen der Nordhalbkugel vorerst intakt weitersummen, kann nicht viel passieren. Wer die kulturellen Langzeit-Perspektiven durchrechnet und Kulturabbau befürchtet, sei jetzt bereits umfassend beruhigt: Auch wenn vieles zusammenbräche oder einfröre – ein gewisses Volumen an Lebensstandard und mittelprächtiger Hochkultur wird in jedem Fall beibehalten werden können!

1. WOHNKULTUR: An die Stelle von Betonkästen werden Iglus treten. Gesichtserkennung wird allerdings in den permanenten Atemwolken schwierig. Natürliche Nacktheit wird leider aussterben. Liebesbedürfnis und Fortpflanzungsdrang werden Wege finden, durch die dicken Pelze irgendwie durchzudringen. Die ausgestorbenen Berufe Gerber und Bärenhäuter erholen sich zuerst; ihnen gehört jede kalte Zukunft.

2. ARCHITEKTUR: Stadtbegrünung, Flächenversiegelung – ade! Wiederaufbau, das Hauptziel aller Architekten – schwierig. Ab sofort wird nicht mehr alle zwei Minuten eine Doppelhaushälfte samt Stellplatz und Doppelgarage schlüsselfertig. Wenn auf Europa eine 2 km dicke Packeissschicht lagert, gehen die Neonlichter



© Harry Gehrig - Fotolia.com



oben Eingefrorene Grazien vor der eingeschnittenen Walhalla warten auf Warmzeit.
links Lieber eine chimärische Hoffnung als gar keine Flügel!
unten Andächtiges Bamberger Publikum scharft sich in kalten Zeiten um ein Kunstwerk des Münchner Objektkünstlers Robert Stark – schneeweiß wie ein Tiefkühl-Schneemann.



© Ulrich Holbein

dann doch noch aus – und Talg- und Lebertranfunzeln an! Keiner wird Schaufelbagger und Schneeschieber noch ausgraben können. Gehandicapt wimmelnde Restbestände aus einer Milliarde blaugefrorener Nasen segeln auf Hundeschlitten in ewiger White Christmas gen Äquator und Hindutempel, zwischen Reihenhäusern und Reihengräbern. WTCs, untertunnelte Dubai-Rekord-Skyscraper stehn sprachlos und kalt, halbfertige Pisa- und Babeltürme, und sehn von ferne aus wie pudierzuckerüberstreute Wunscharchitektur, Eispaläste der Schneekönigin –

3. BILDHAUEREI: Pro Warmzeit, Blütezeit und Renaissance standen Denkmäler bereits arg anachronistisch herum, auf Abruf in Gefahr, eingeschmolzen zu werden wie Kirchenglocken für Kanonenkugeln und Materialschlachten, stocksteif in musealer Atemverhaltung, sahen gleichsam tiefgefroren aus wie tonnenschwere Dornröschenversteinung. Demnächst braucht nichts mehr in Stein gehauen, in Bronze oder Plastik gegossen zu werden. Das Intermezzo kruder Installationen friert total ein. Subjektlose Objektkünstler sterben aus. Das Große Zeitalter der Schneemänner rollt heran. Praktisch nie wieder setzt Tauwetter ein. Gotische Skulpturen, falls sie wiederkehren, werden von künftigen Riemen-schneiders in Pappschnee geschnitzt. Neben jeder Figur frieren sich Vandalismusverhinderer und Bodyguards einen ab.

4. VISUELLE KUNST: Das Ende der Kunstgeschichte bzw. der weißen Leinwand war schon längst verkündet worden. Obwohl die Leinwand längst von Filmleinwand und Monitor abgelöst worden war, wollten Maler weitermalen und köttelten die weiße Leinwand wieder mit Kinkerlitzchen zu. Dann aber kommt die globale oder semi-globale Leinwand in Gestalt von Vergletscherung der Nordhalbkugel. Nun legt man keine DVDs mehr auf, und SMS heißt nicht mehr Short Message Service, sondern: Save My Soul! Wer da noch die Finger warm bekäme, um im Feuerschein Farben aufzutauen, zwecks Maltrieb befriedigung, muss wieder als Höhlenmaler und Schmierfink ansetzen. Weil dann Fotografie entfällt, aus technischen Gründen, wird auch kein Picasso mehr range lassen. Künstler müssen dann wieder ein Minimum an Zeichentalent zeigen.

5. MUSIK: Nachdem Ur-Barde Orpheus bzw. Troubadour sich musikhistorisch aufgespaltet haben in Kammerlieder Dietrich Fischer-Dieskau (für einige abzählbare Hochkulturkonsumentinnen im Rentnerberg) und Heino (für Millionen Normalversager) und nachdem Sakralmusik (vom Weihnachtsoratorium bis zum Mozartrequiem) sich in der dissonanten Sackgasse esoterischer Avantgardezirkel eingeklemmt, wird der musikalische Drang der sing- und spielfreudigen Menschheit sich auch dann nicht unterbrechen lassen, wenn die nächste Eiszeit sowohl dem Popfestival wie dem Stadthallenkonzert unter Sir Simon Rattle die Doppelsteckdose demoliert. Nur – 3 km Packeis auf London, Paris, Berlin werden jeden Instrumentenbau samt Partituredition, Orchesterdienst, ARD-Nachtkonzert plus Youtube-Download restlos verunmöglichen. Wer in klimatischen Härte-

bedingungen am Lagerfeuer die Hände aus dem Pelz zieht, wird zu Nasenflöte, Blechtrommel und Kehlkopfblöschung greifen müssen. Wer am schönsten oder am lautesten singt, bekommt anfangs noch Beifall. Dann wollen applaudierende Clangenossen selber singen.

6. LITERATUR: Nachdem der klassische Dichterstern demokratisch breitenwirksam, aber unschön aufquoll zu Romancier- und Lyrikerinnenschwemme, zur Mittelmaß-Selbstblockade, wird sich unersprißliches Verkehrsaufkommen in der nächsten Eiszeit quantitativ kaum halten lassen. Die ersten Jahrhunderte sind randvoll ausgefüllt mit Essensbeschaffung, Tierhautabkratzen, Schneeschuppen. Allmählich werden sich Freiräume öffnen, in denen einer mit großer Schnauze die neuesten Eisbarabenteuer ausposaunt. Protokolle gliedern sich in gesungene Strophen. Ex-Essayist, Ex-Schlagersänger, Ex-Liedermacher und Ex-Publikum kippen und münden am Lagerfeuer zurück in die Ursuppe der Gerüchteküche, in der nach getaner Arbeit und vollem Bauch Wunder und Mären gar viel aus alten Zeiten vortragen werden. Die sog. Warmzeitlüge wird aufkommen. In unvordenklichen Zeitläuften soll es Hundeschlitten gegeben haben, ganz ohne Hunde, sondern auf Rädern, die mangels Schnee unglaublicherweise nirgendwo steckengeblieben sein sollen, wie es war im Anfang, bald und immerdar.

7. WISSENSCHAFT & PHILOSOPHIE: Nachdem Informatik, Statistik, Biochemie, Teilchenbeschleunigung, Hormonforschung, Pharmazie u. ä. sich weiterhin extrem diesseits von Plattformunabhängigkeit in total elektrizitätsabhängigen Gefilden bewegen, wird jede Wissenschaft etliche Leitersprossen zurücktaumeln müssen, höhere Mathematik in einfache Grundrechenarten, Kosmologie, Quanten- und Kernphysik zurückmünden in Anfänger-Mechanik, in Sonderheit die praktische Physik der Hebelgesetzanwendung. Nachdem Geistesgeschichte sich selber zerdachte, doch einzelne Weiterdenker die statusschädliche Selbstaufhebung ignorierten und abstraktionswilligen Rezipienten mit neologismenkäuender Sackgasenintelligenz imponierten, wird die Eiszeit viel handfestere Fragen aufwerfen, weniger hochtrabend ontogenetisches Zurweltkommen als reelles Inderweltbleiben qua Survival-Techniken. Statt »Wo komm ich her?« wird es heißen: »Wie krieg ich jetzt diesen Seehund geschlachtet?« Die erste stauende Frage der zukunftssträchtigen Eiszeitphilosophie wird lauten: »Wieso gibt's hier eigentlich so viel Schnee?«

Natürlich weiß keiner, wann die nächste Eiszeit wirklich loslegt. Sie kann sich um Jahrhunderte oder auch Jahrtausende verschleppen und verzögern. Vorher kommen noch jede Menge »hitzefrei« auf die Menschheit zu, und jede Menge hocheffektive Krisengipfel, Krisenbewältigungen und natürlich auch die entsprechenden Krisen.

Ulrich Holbein, von 2009-2010 als Stipendiat des Künstlerhauses Villa Concordia in Bayern wohnhaft, ansonsten eher im nordhessischen Knüllgebirge, fiel durch 970 Publikationen auf, davon 25 in Buchform, davon drei lieferbare bei edition suhrkamp, zuletzt ein Orientbuch (Marix Verlag) und ein Kunstband (»Bitte umblättern!«, Elfenbein Verlag).



AVISO EINKEHR
GASTHAUS IM HOCHSPESSART, LICHTENAU IM HAFENLOHRTAL



Text: **Stefan Krimm** »Dies ist eine alte Landschaft. Die gibt es gar nicht mehr: hier ist die Zeit stehengeblieben. Wenn Landschaft Musik macht: dies ist ein deutsches Streichquartett. Wie die hohen Bäume rauschen, ein tiefer Klang ...«

WER ETWAS ÜBER die Lichtenau schreiben will, kommt an diesen Zeilen von Kurt Tucholsky nicht vorbei. Der hat, von Würzburg kommend, im Spätsommer 1927 das alte Gasthaus im von dichten Eichen- und Buchenwäldern gesäumten Spessarttal der Hafenlohr zusammen mit seinen Freunden »Karlchen« und »Jakopp« besucht und darüber einen launigen Reisebericht verfasst. Hier, in der mit dunklem Holz vertäfelten Gaststube, wurden nach einer kurzen Diskussion mit dem Wirt, ob der Wein einen »Korks« habe, und der Bemerkung eines Gastes, dies könne nicht sein, denn wenn er einen »Korks« habe, »möpsele er nach«, »noch viele, viele Flaschen Steinwein, von allen Sorten« getrunken. Und hier war es auch, wo es bei Tucholsky und seinen Freunden am nächsten Morgen ganz besonders »heftig nachmöpselte«.

Nachgemöpselt hat es wohl auch beim bayerischen Innenministerium und einzelnen Abgeordneten, die sich in den späten 70er Jahren zunächst hinter den Plan gestellt hatten, das Hafenlohrtal zu fluten und zu einem Trinkwasserspeicher mit einer 50 Meter hohen Stauwand zu machen. Zwar gab es hier nicht weniger als 78 unter Naturschutz stehende Tier- und Pflanzenarten, darunter 18 auf der Roten Liste stehende Vogelarten, aber in Würzburg hatte man sich im heißen Sommer 1976 gezwungen gesehen, das Rasensprengen zu verbieten! Das musste doch eigentlich genügen, um auch Uneinsichtigen die Dringlichkeit der Maßnahme zu verdeutlichen. Die sich daraufhin bildende Bürgerinitiative gehörte zu den frühesten in ganz Deutschland. Zum »1. Hafenlohralfest« in Lichtenau am 2. September 1978 kamen mehr als 3000 auf Protest gestimmte Besucher. Sogar ein späterer Außenminister

fühlte sich unter heftiger Anteilnahme der Medien bemüßigt, seine Sympathie mit einem Langstreckenlauf durch das Tal zu dokumentieren. Danach wurde es um das abenteuerliche Vorhaben ziemlich ruhig und die Würzburger sind trotzdem weder verdurstet noch Steppenbewohner geworden.

Die Beobachtung, dass hier die Zeit stehengeblieben sei, gilt daher auch heute noch. Stillere Fleckchen als das Hafenlohrtal gibt es im Spessart und weit darüber hinaus nicht mehr viele. Auf dem 25 Kilometer langen Talstreifen zwischen Rothenbuch und Windheim wohnen kaum mehr als 50 Menschen. Und die Gaststube des stattlichen Hauses ist mit ihrem Kachelofen und der unverändert vorhandenen Vertäfelung noch ganz so gemütlich wie zur Zeit Tucholskys. Auch heutzutage kann es passieren, dass in der Hofeinfahrt mit dem stattlichen Torbogen eine frisch geschossene Wildsau hängt, deren letzte Blutstropfen sehnsuchtsvoll von einem Dackel aufgeleckt werden.

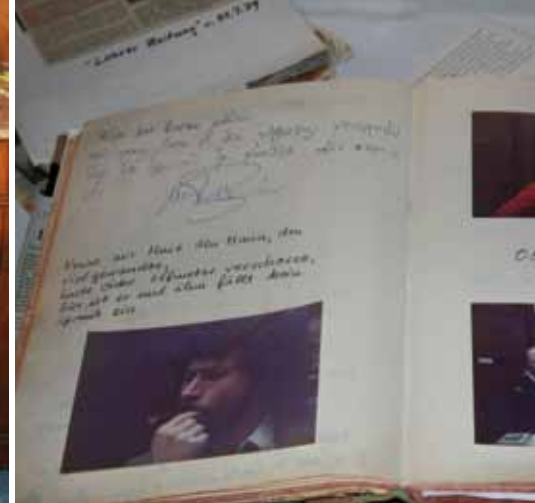
NUR DEN SEINERZEITIGEN Wirt, einen selbstbewussten, stämmigen Braumeister namens Friedrich Huldreich Wucherer, den Tucholsky mit der ironischen Sottise charakterisiert hat, der ungebetene Möpsel-Fachmann sei »bei dem Wirte wundermild« zur Kur, gibt es naturgemäß nicht mehr.

An seiner Stelle wirken heute – wie aus der Mythologie in die Realität geraten – drei Frauen, die Besitzerin Marianne Geis mit ihren Töchtern Ursula und Caroline.

SIE MACHEN IHRE Sache gut! Wer nach einer anstrengenden Wanderung über die Höhen oder durch die Täler des ebenso wald- wie wildreichen Spessarts zu ihnen kommt, darf sich auf eine umfassende Wiederherstellung seiner Kräfte freuen. An der Spitze der Speisekarte stehen – wie es sich für ein Bachtal gehört – Fischgerichte: Forellen und Saiblinge in unterschiedlichen Spielarten und sehr, sehr schmackhaft. Danach alles, was sich aus Wild zubereiten lässt: Hirschbraten mit wunderbar rahmigem Wirsinggemüse, Wildschweinbraten mit Preiselbeeren, Salat und hausgemachten Klößen, ja sogar die sonst eher seltenen Wildschweinbratwürste mit Rotkraut und Kartoffeln. Aber auch die Steaks sind nicht zu verachten und wer im Herbst oder Winter – durchgefroren oder nicht – das Essen ohne eine fachgerecht zubereitete Markklößchen- oder Leberklößchensuppe eröffnet, begeht einen schweren Fehler.

GEFRAGT, WO SIE denn eine in Wohlgeschmack wie Bekömmlichkeit derart überzeugende Kochkunst erlernt habe, antwortet Marianne Geis ohne Umschweife: »bei meiner Mut-

Fotos: Familie Geis, Gasthof Hochspeessart | Stefan Krimm



Wegbeschreibung
 Aus Richtung Würzburg kommend, fahren Sie auf der A3 Richtung Frankfurt bis Rohrbrunn. An der Ausfahrt Nr. 64 Rohrbrunn (Rasthaus Spessart) fahren Sie ab und folgen der Beschilderung Richtung Obernburg|Rohrbrunn|Dambach. Biegen Sie rechts auf die B8|St 2312 Richtung Aschaffenburg|Weibersbrunn ab und nach ca. 700 m wiederum nach rechts Richtung Weibersbrunn|Rothenbuch. An der nächsten Kreuzung nach ca. 3 km noch einmal nach rechts Richtung Rothenbuch fahren. Folgen Sie dem Straßenverlauf ca. 3 km und biegen Sie an der nächsten Kreuzung rechts Richtung Lichtenau ab. Nach weiteren 4 km durch das Hafentlohrtal erreichen Sie das Gasthaus im Hochspessart.

Anfahrt mit der Bahn
 Die nächstgelegenen Bahnhöfe befinden sich in Heigenbrücken und Lohr am Main. Beide Haltestellen befinden sich auf der Regionalexpress-Strecke Frankfurt – Würzburg. Nächster ICE-Bahnhof ist Aschaffenburg. Es gibt keine direkten Busverbindungen von den genannten Bahnhöfen nach Lichtenau. Gäste werden gerne vom jeweiligen Bahnhof abgeholt.

Gasthaus im Hochspessart
 Familie Geis
 D-97840 Lichtenau
 Telefon: 09 352.12 28
 Telefax: 09 352.70 229
 info@gasthaushochspessart.de
 www.gasthaus-hochspessart.de
 Übernachtung möglich.

ter!« Die auf diese Weise erworbenen und konsequent beachteten Prinzipien lauten:

1. Dem Gast wird nichts vorgesetzt, was uns nicht selber schmecken würde!
2. Alle Zutaten müssen der Saison entsprechen, man kann nicht zu jeder Zeit alles haben!
3. Man muss wissen, wo und was man einkauft! Forellen und Saiblinge werden beim benachbarten Züchter geholt, der für sich – zu Recht oder nicht – in Anspruch nimmt, die besten Fische in ganz Deutschland anzubieten, weil die Hafentlohr »amtlich bestätigt«(!) zu den fünf saubersten Gewässern in Bayern gehört – einschließlich der Gebirgsbäche. Das Wild wird vom Forstamt Rothenbuch oder von einem persönlich bekannten Jäger bezogen und es muss in der Einzeljagd geschossen worden sein. »Treibjagden regen die Tiere sehr auf, das Adrenalin geht ins Blut, das verdirbt den Geschmack!«

Auf vergleichbaren Grundsätzen hat solide »regionale Küche« wohl von jeher beruht. Mag sie in den »Landgasthöfen« und in der städtischen Gastronomie auch durchaus »raffiniert« wirken: hier bekommt man das Original. Und das kann man schmecken!

DASS SICH DIESER Umstand weit herumgesprochen hat, zeigt das Gästebuch: Rudolf Schock war hier als Wanderer, von dem leicht belustigt berichtet wird, dass er sogar in seinem Rucksack Autogrammkarten mit sich geführt habe. Die Schauspieler, mit denen im benachbarten Mespelbrunn vor gut 50 Jahren »Das Wirtshaus im Spessart« verfilmt wurde, kehrten hier ebenfalls ein. Sie ließen sich sogar zu den Dreharbeiten Essen bringen! Selbstverständlich war auch der große Robert Gernhardt hier, der zusammen mit dem Bamberger Schriftsteller Gerhard Krischker auf den Spuren Tucholskys wandelte und dem 300 Meter talaufwärts eine nach ihm benannte Linde nebst kleinem Gedenkstein gewidmet ist. Hannelore Elsner hat neben einem bestrickenden Porträt, das sie (noch?) ganz schlank zeigt, »Wildschwein, Schnitzel, Saibling, Leberknödelsuppe, Silvaner und Plääätzchen!!!« gerühmt und die Biermösl Blosn hat sich – mit Gerhard Polt unterwegs – in voller Besetzung und zierlicher Schrift verewigt: »Mit exorbitantem Respekt ... Michl, Hansi, Stofferl Well«.

Am originellsten aber ist ein Zeugnis, das in den frühen achtziger Jahren bei der Rückkehr von einem Fußballspiel in Frankfurt der Jimi Hendrix des Profifußballs und passionierte Zigarrenraucher Paul Breitter hinterlassen hat:

Nenne mir Muse den Mann,
 den vielgewandte!
 Haste wider (en) Elfmeter verschosse,
 hier ist er und ihm fällt kein Spruch ein!,

so lautet die unverkennbar von einem hessischen Humanisten auf Bitten der Wirtin gefertigte Übersetzung seiner geflügelten Worte. Die sind nämlich – und das dürfte in der gesamten europäischen, wenn nicht der Welt-Fußballszene einmalig sein! – in klassischem Griechisch verfasst und niedergeschrieben, besser: mit dem Kugelschreiber in die betreffende Seite des Gästebuchs eingegraben! Wir dürfen davon ausgehen, dass auch der damals nicht nur wegen seiner Konsequenz als Ausputzer, sondern vor allem wegen seiner enormen, geradezu stürmermäßigen Grundschnelligkeit von Kaiserslautern bis Hamburg und Berlin gefürchtete Linksverteidiger nach dem Gastmahl in der Lichtenau getröstet und guter Dinge Richtung München weitergefahren ist!

NACHTRAG: NATÜRLICH SIND auch die angebotenen fränkischen Weine noch so gut wie zu Tucholskys Zeiten, wenn nicht – in Hinblick auf das »Möpseln« – sogar noch besser. Denn die Bocksbeutel werden heutzutage glücklicherweise oft nicht mehr mit Korken verschlossen. Und was noch wichtiger ist: Die Lieferanten gehören zur ersten Garde der fränkischen Winzer und sie wurden nach Auskunft der Wirtin über Jahrzehnte hinweg so gut wie nicht gewechselt: »Da weiß man, welche Qualität man kriegt, und auf fünfzig Cent hin oder her darf es einem dabei auch nicht ankommen!«

Dr. Stefan Krimm war bis vor kurzem als Ministerialrat im Kultusministerium für die Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde verantwortlich. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst kann er sich noch mehr als bisher der Kunst des guten Essens und Trinkens widmen. Und darüber schreiben.

aviso EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »AVISO EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DESHALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCH-BAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAUKULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HERVORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.

KUNSTGESCHICHTE GOES SOCIAL MEDIA

LAIEN OPTIMIEREN EINE BILDDATENBANK – MIT EINEM DIGITALEN SPIEL

Text: Hubertus Kohle

DAS SPIEL HAT ein durchaus zwiespältiges Image: Meist soll es als Zeitvertreib dienen oder von den Härten des Alltags entlasten. Produktivität gesteht man ihm gewöhnlich nicht zu, der Ernst des Lebens sei dem Spiel geradezu entgegengesetzt. Andererseits: in der philosophischen Tradition kann das Spiel als Kreativitätsgenerator gesehen werden. Berühmt ist Schillers Formulierung, erst im Spiel sei der Mensch ganz Mensch. Hier schließen dann linke Theoretiker an, die den vom modernen Wirtschaftssystem (angeblich) hervorgebrachten »eindimensionalen Menschen« für heilungsbedürftig halten, im Spiel die Möglichkeit sehen, verloren gegangene Dimensionen wenigstens virtuell zu restituieren und Entfremdung zu kompensieren.

Auf der Suche im Bilddatenbank-Dschungel

Weniger spekulativ wird die ernsthafte Bedeutung des Spiels aktuell intensiv in der Pädagogik diskutiert, und zwar insofern, als die Möglichkeiten von intelligent programmierten, digital gestützten Spielen zur Vermittlung selbst komplexer wissenschaftlicher Inhalte immer deutlicher erkannt und praktiziert werden. Am Institut für Kunstgeschichte der LMU München arbeiten wir zusammen mit den Informatikern und Computerlinguisten der Universität seit Jahren an einer online-Anwendung zur Annotierung von digitalen Kunstbildreproduktionen im sogenannten »crowdsourcing«. Das klingt einigermaßen verrückt, ist es aber bei näherem Hinsehen nicht. Und zwar so wenig, dass die Unternehmung seit einem guten halben Jahr von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird. Worum geht es?

WIE ALLE ANDEREN Wissenschaften auch befindet sich die Kunstgeschichte seit dem Ende des letzten Jahrhunderts in einem Prozess der Virtualisierung ihrer Untersuchungsgegenstände. In den Literaturwissenschaften etwa sind das die Texte der literarischen Tradition, die immer umfassender digital und im Internet aufbereitet werden. In

der Kunstgeschichte dagegen (dort immerhin, wo nicht nur mit den Originalen gearbeitet wird) geht es um Reproduktionen von Kunstwerken, die wir beispielsweise für die Projektion im Hörsaal digitalisieren. Gesammelt werden diese Reproduktionen in elektronischen Datenbanken, die auch der Öffentlichkeit – unter Berücksichtigung der ziemlich komplizierten Urheberrechtslage – teilweise sogar kostenlos zur Verfügung gestellt werden. Beispiele: www.prometheus-bildarchiv.de/ www.bildarchiv.de/ www.artstor.com. So schön das auch ist, in diesen Bilddatenbanken befinden sich zuweilen mehrere Millionen Reproduktionen, und wenn man nicht genau weiß, was man sucht, dann kann man von dieser Menge durchaus auch erschlagen werden. Vor allem dann, wenn man nicht nach einem bestimmten Künstler oder einer Künstlerin, sondern beispielsweise nach einem Bildthema sucht, wird es erfahrungsgemäß schwierig. Oder etwa dann, wenn man sich für ein Schrecken einflößendes Bild aus dem Barock interessiert, dessen Tonalität eher dunkel ist.

Das Potenzial der Internetsurfer

Traditionellerweise würde die Kunstgeschichte an dieser Stelle Fachleute einsetzen, die ein bestimmtes Datenfeld des zum jeweiligen Werk gehörigen Datensatzes mit ikonographischen Begriffen füttern, also solchen, die den Inhalt und eventuell auch dessen Bedeutung beschreiben. Diesen Vorgang nennt man in der Computer-Fach-

sprache »taggen« oder »tagging«. Das Problem dabei: Bei den großen und immer noch stark ansteigenden Reproduktionszahlen müssten wir hier so viele Experten einsetzen, dass diese gar nicht zu finanzieren sind. Also sind Alternativen gefragt.

IN DEUTSCHLAND IST zur Zeit fast 75% der Gesamtbevölkerung online, weltweit sind es inzwischen an die 2 Milliarden Menschen; längerfristig dürfte in den industrialisierten Ländern praktisch jeder einen Internet-Anschluss haben, im Weltmaßstab vielleicht die Hälfte von allen. Unsere Idee war: Warum versuchen wir nicht, wenigstens einen bescheidenen Teil dieses ungeheuren Potenzials für unsere Aufgabenstellung einzusetzen? Die Leute verschwenden doch im Internet sowieso Massen an Zeit, indem sie bei irgendwelchen sozialen Netzwerken verkünden, dass sie soeben ein Glas Marmelade gekauft haben. Wieso sollte man einige von ihnen nicht zu etwas Sinnvollerem verleiten können?

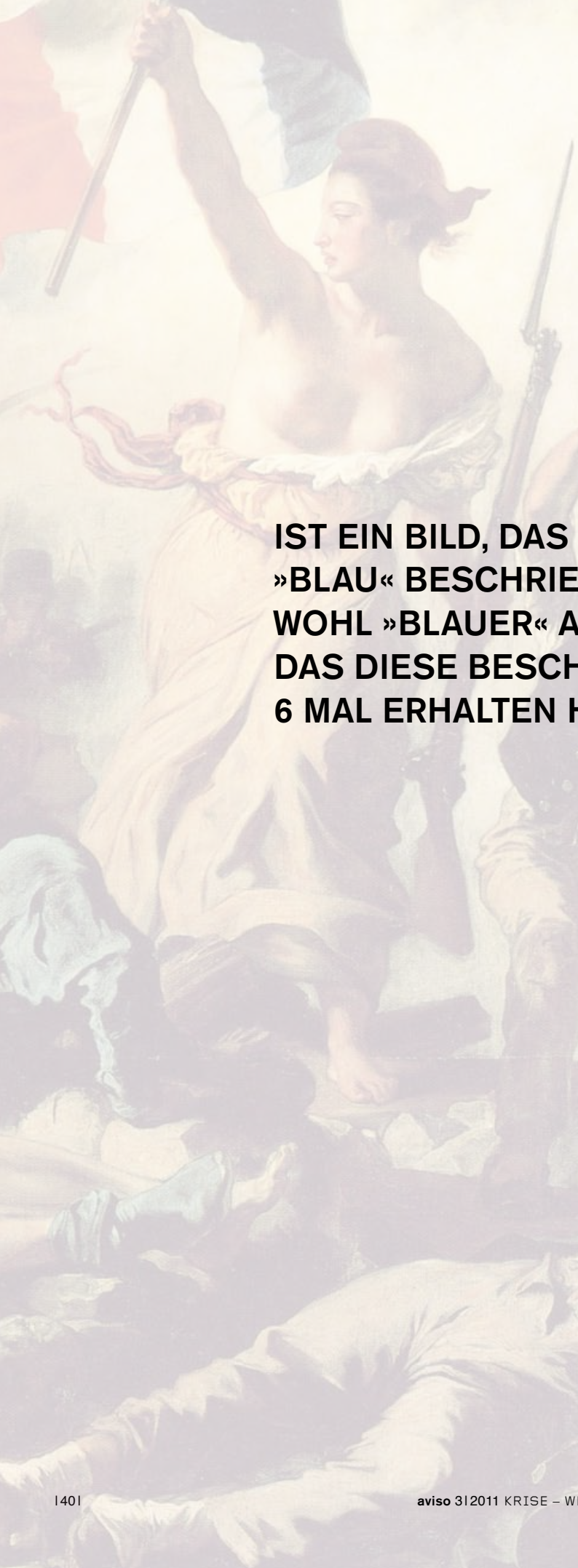
Aber natürlich ergibt sich auch hier ein Problem, genau genommen eine ganze Reihe von Problemen. Wie legt man ein solches System technisch aus? Wie gestaltet man es so, dass es für den Internauten hinreichend interessant ist? Und natürlich zentral: Kann man auf einmal den Laien überlassen, was ansonsten Experten übernehmen?

Spaß durch »Tagging«-Wettkampf und Belohnung

Technisch realisiert ist das Spiel als JEE Application, die von einem Load Balancer auf mehreren Application Servern angesprochen wird. Als Datenbank wird PostgreSQL eingesetzt. Bei der Gestaltung komme ich auf den Anfang dieses



oben Die Einstiegsseite für das Kunstgeschichts-Spiel artigo zeigt links vom wechselnden Einstiegsbild die dazu bereits existierende »tag-cloud«, also die Suchbegriffe, die dieses Bild erfassen, darüber die Auswahlbuttons für die beiden Spiele artigo und karido.



**IST EIN BILD, DAS 40 MAL ALS
»BLAU« BESCHRIEBEN WURDE,
WOHL »BLAUER« ALS EINES,
DAS DIESE BESCHREIBUNG NUR
6 MAL ERHALTEN HAT?**



Berichtes zurück. Wenn wir wirklich eine größere Anzahl von Mitarbeitern anlocken wollten, so sollte die Arbeit irgendwie Spaß machen. Also mussten wir ein spielerisches Element hineinbringen, das vor allem über den für Spiele wichtigen agonalen Charakter verfügte, also kompetitive Züge aufwies. Angeregt von dem amerikanischen Informatiker Luis von Ahn kamen wir auf die Idee, das Annotationsverfahren von zwei Mitspielern durchführen zu lassen, was einen entscheidenden weiteren Vorteil hatte: Denn wir wollten die Eingaben der Mitspieler (ihre »tags«), die uns ja durchgängig persönlich nicht bekannt und daher nicht automatisch vertrauenswürdig waren, nur dann akzeptieren (»validieren«), wenn sie von zwei verschiedenen Spielern identisch vergeben (»gematcht«) waren. Dies in der Gewissheit, dass zwar viele Böswillige im Internet Blödsinn eingeben würden, dass es aber ausgesprochen unwahrscheinlich war, dass zwei dieser Böswilligen exakt den gleichen Blödsinn eingeben würden, der dann, wie technisch vorgesehen, auch validiert würde. Unbeobachtet geben wohl viele Leute »Micky Maus« ein, wenn sie das Porträt des heiligen Petrus taggen, aber dass zwei nicht untereinander Kommunizierende beide in diesem Fall »Micky Maus« eingeben, das schien uns doch sehr unwahrscheinlich. Andersherum: Wenn zwei Spieler bei einem Landschaftsbild »Regenbogen« eingeben, dann schien es uns in hohem Maße plausibel, dass auf diesem Landschaftsbild tatsächlich ein Regenbogen zu sehen war. In dem Fall, dass eine Eingabe doppelt gemacht, also »gematcht« wird, bekommen beide Mitspieler Punkte, die sie – wenn sie sich angemeldet haben, was aber grundsätzlich gar nicht notwendig ist, um mitzuspielen – sammeln können, um dann irgendwann einmal auf der Bestenliste ganz weit oben zu stehen. Auch Belohnungen dafür sind denkbar. Geld z. B. oder ein Abendessen mit dem Direktor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen!

Lernpsychologisch wertvolle Erholungsphasen

Dadurch, dass wir zusätzlich die Spielzeit pro Bild limitierten, kam ein weiteres kompetitives Element hinzu, das den benannten agonalen Charakter der Anwendung erhöhte und eine gewisse Dramatik erzeugte. Und dann fiel uns noch eine Möglichkeit ein, die dem Spieler sozusagen eine Erholungsphase vor der nächsten Partie anbot, gleichzeitig aber ein bedeutsames pädagogisches Moment enthielt. Am Ende einer jeden fünfminütigen Partie führen wir die bearbeiteten Bilder

noch einmal vor, dieses Mal aber mit den aus der Datenbank entnommenen Metadaten, also Angaben zur Identität des Künstlers, zum Titel sowie zum Entstehungsdatum und Aufbewahrungsort des Werkes. Speziell Studierende des Faches sind auf eine umfangreiche Denkmälerkenntnis angewiesen, wenn sie im Studium Erfolg haben wollen. Wir sind der Überzeugung, dass sie sich die Werke besser einprägen, wenn sie zunächst begrifflich mit ihnen arbeiten (also »taggen«) und sie dann noch einmal mit den genannten Daten vorgeführt bekommen. Es wäre übrigens in hohem Maße interessant, diese These von einem Lernpsychologen überprüft zu bekommen!

Bereits 6 Millionen tags

Von einem professionellen Webdesigner gelayoutet, ist die Anwendung in einer erneuerten Version jetzt seit einem Vierteljahr unter www.artigo.org online und hat schon tausende Mitspieler angezogen, welche – addiert man die Eingaben der Tagger, die beim Prototypen mitgemacht haben, der insgesamt fast drei Jahre online war – 6 Millionen tags und 800 000 matches produziert haben. 800 000 Begriffe für die Datenbanksuche, das ist ja schon einmal etwas. Aber wie ist die Qualität dieser Begriffe? Damit wären wir beim dritten genannten Problem, der Leistungsfähigkeit der Laien im Vergleich zu den Experten. Natürlich haben die Begriffe eine Tendenz, rein äußerlich beschreibende (»blau«, »Mutter«, »Bäume«) und weniger deutende, wertende oder einordnende (»Klassizismus«, »Melancholie«, »Dürer«) zu sein.

ZWEI VERFAHRENSWEISEN KÖNNEN dieses Manko aber abmildern, wenn nicht beseitigen. Erstens spielen nicht immer zwei Personen wirklich live zusammen, was schon deswegen nicht geht,

weil nicht zu allen Zeiten immer hinreichend viele Spieler präsent sind. Stattdessen werden häufig alte Spiele simuliert, ohne dass es der Nutzer merkt. So kann auch ein Begriff »gematcht« werden, der Monate, wenn nicht Jahre vorher eingegeben worden und vielleicht so anspruchsvoll ist, dass er eben erst deutlich später wiederholt wird. Zweitens kann man das Spiel in einer »Tabuversion« realisieren, die einmal »gematchte« Begriffe nicht mehr zulässt bzw. für deren Eingabe keine Punkte mehr vergibt. Dadurch werden die Spieler gezwungen, immer neue Begriffe zu finden, wobei die Hoffnung ist, dass sie dann auch auf weniger offensichtliche kommen. Versüßt wird ihnen die Anstrengung dadurch, dass sie eine umso höhere Punktzahl für einen neu gefundenen Begriff erhalten, je mehr Tabuwörter schon vorhanden waren. Diese Tabuversion behindert aber ein Verfahren, auf das ich gleich noch einmal zurückkomme, daher haben wir sie vorläufig in der neuen Version nicht geschaltet.

UM DIE ATTRAKTIVITÄT der Anwendung zu erhöhen, scheint uns aber noch etwas anderes notwendig: artigo muss zu einer Adresse werden, die einen gewissen Funktions- und Kommunikationsreichtum anbietet. Wir sind dabei, andere, subtilere Spielversionen zu entwickeln, so dass aufkommende Langeweile nicht etwa zum Verlassen der Seite führt, sondern zum Überwechseln zu einem anderen Spiel. Eines dieser Spiele haben wir schon realisiert, »karido«, das so designt ist, dass ebenfalls höherwertige Eingaben der Spieler provoziert werden. Selbstverständlich kann man sich zudem immer die Bestenliste ansehen, und – viel wichtiger – auch die Suche nach Bildern, die mit den crowdgesourceten Begriffen getaggt wurden, ist in das Programm integriert. Des Weiteren gibt es einen Blog (eine Art Diskussionsplattform), bei dem es allgemein um solche sogenannten »games with a purpose« geht – soziale Software, die darauf abzielt, ein breites Publikum zu erreichen und das Wissen der Mitspieler nutzbar zu machen. Im Blog können die Spieler, die sich ja beim Spiel ausdrücklich nicht identifizieren können, um nicht auf anderen Kanälen die Begriffe abzusprechen, miteinander diskutieren. Und die Projektteilnehmer geben Erklärungen zu bestimmten Eigenheiten des Spiels.

Manche Bilder sind blauer als andere

Nachdem uns zu Beginn der schnelle Aufbau einer suchbaren Bilddatenbank Haupt-, wenn nicht einziges Ziel der Anwendung zu sein schien, ergaben sich dann bei genauerem Hinsehen Perspektiven, die über dieses Ziel weit hinausgehen, ja geradezu atemberaubende Möglichkeiten für eine interdisziplinär und zur allgemeinen Bildwissenschaft erweiterte Kunstgeschichte liefern. Wenn man nämlich das Ganze weniger vom taggenden Bild als vielmehr vom taggenden Benutzer aus betrachtet, kann es aus verschiedenen Gründen interessant sein, das genaue Tagging-Verhalten unter die Lupe zu nehmen. Zum Beispiel: Ist ein Bild, das 40 Mal mit »blau« getaggt wurde, wohl »blauer« als eines, das diese Beschreibung nur 6 mal erhalten hat? Das klingt eigentümlich, dürfte aber etwa für Wahrnehmungspsychologen durch

UNBEOBACHTET GEBEN WOHL VIELE LEUTE »MICKY MAUS« EIN, WENN SIE DAS PORTRÄT DES HEILIGEN PETRUS TAGGEN.

aus interessant sein. (Deswegen übrigens unsere Zurückhaltung bei der Tabuversion, die eine solche Untersuchung ja gerade ausschließen würde.) Oder: ist ein Bild, das zuerst mit »rot«, »dynamisch« und »Diagonale« getaggt wird, wohl ein abstraktes Werk? Das scheint mir naheliegend, denn ein Rubens würde am Anfang wohl kaum mit diesen Begriffen getaggt, auch wenn auf diesen Rubens dieselben Charakteristika vielleicht auch zutreffen, aber eben nicht so direkt ins Auge springen würden wie etwa »Mensch«, »Maria« und »Kreuzigung«! Und wäre es für einen Vertreter der interkulturellen Kommunikationswissenschaft nicht interessant zu erfahren, ob Chinesen strukturell anders taggen als Europäer? Oder für einen gender-Forscher, ob Frauen sich in ihrem Beschreibungsverhalten von Männern unterscheiden? Junge von Alten? Wenn man erst einmal auf den Trichter gekommen ist, lassen sich da viele Fragestellungen denken. Auch solche, die das merkwürdige Verfahren an die klassische Kunstgeschichte zurückbinden. Mich würde etwa brennend interessieren, ob eine klassizistische Landschaft des 17. Jahrhunderts strukturell, also nicht nur in der Begriffswahl, sondern auch in der Reihenfolge der Eingaben, anders getaggt wird als eine impressionistische. Was aus der jeweils unterschiedlichen Komposition folgend durchaus zu vermuten wäre. Das geht, weil wir nicht nur die Begriffe selber registrieren, sondern mit einem sogenannten »timestamp« versehen, dem Zeitpunkt der Eingabe, so dass die Eingabereihenfolge genau zu bestimmen ist.

Kunstgeschichte auf dem Weg zu neuen Ufern

Kurz: Es tut sich für die Kunstgeschichte nicht einfach nur ein neues Thema, sondern – ganz unbescheiden – gleich ein neuer Kontinent auf! Und noch besser, nicht nur für die Kunstgeschichte, sondern für alle empirisch arbeitenden (Geistes-)Wissenschaften. In dem Projekt arbeitet auch der Kollege Thomas Krefeld aus der romanischen Linguistik mit, der mit solchen »social tagging« genannten Verfahren Italiener auf ihre Vorstellungen von der regionalen Zugehörigkeit von bestimmten sprachlichen Formulierungen im Italienischen befragen will. Voraussetzung dafür, diesen neuen Kontinent zu betreten, ist allerdings die Bereitschaft der Geisteswissenschaft, mit der Informatik zusammenzuarbeiten. Das ist bislang nur punktuell gegeben, dürfte sich in absehbarer Zeit allerdings ändern. Denn: Das alte Klischee, die Geisteswissenschaften seien von allen anderen grundsätzlich unterschieden, ist eben nur: ein Klischee.

Mir bleibt zum Schluss der Appell: Spielen Sie mit!
www.artigo.org

Professor Dr. Hubertus Kohle verantwortet den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität und ist Forschungsdekan der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften.

unten Die Beispielseiten von artigo zeigen die Vielfalt des präsentierten Bildmaterials. Unter dem Bild gibt der Spieler die von ihm assoziierten Begriffe (»tags«) ein, die links vom Bild mit der erreichten Punktzahl aufgelistet werden.





links Eva Wagner-Pasquier mit Vater Wolfgang Wagner bei seiner Verabschiedung im August 2008.

»Das hat sich sehr gut eingespielt«

aviso-Gespräch mit Eva Wagner-Pasquier

Interview: **Toni Schmid**

Sie sind 2009 von Paris nach Bayreuth umgezogen. Sind Sie denn mittlerweile angekommen in Ihrer alten Heimatstadt?

Wenn Sie vom Festspielhaus sprechen: ja. Wenn Sie vom Rest sprechen: eher noch nicht. Ich finde es nach so langer Zeit einfach schwierig, weil ich mich in den mehr als drei Jahrzehnten meiner Abwesenheit auch sehr verändert habe.

Sie haben in der Zwischenzeit in London gelebt und dann vor allem in Paris.

Ja, und dann habe ich auch 16 Jahre in München gelebt, und ein Jahr in Wien. Bayreuth hat eben das Profil einer Kleinstadt, die eigentlich nur im

Sommer richtig atmet. Auch wenn es hier eine Universität gibt, die inzwischen aus anderen Gründen bekannt geworden ist. Ich gebe mir Mühe und nehme zum Beispiel an vielen Einladungen teil, vom Glühwein-Ausschank für karitative Zwecke bis zu allen möglichen Veranstaltungen, die meist keinen Bezug zu meiner Arbeit haben. Ich gehe hin, um die Festspiele präsent zu machen. Man muss allerdings sagen, das Interesse der Leute an dem, was wir hier auf dem Hügel tun, ist nach meinem Eindruck nicht besonders ausgeprägt. Es gibt erstaunlich viele Bayreuther, die das erste Mal bei der Museumsnacht hier im Haus waren.

Sie sind in Bayreuth aufgewachsen.

Ja, und hatte eine »spezielle« Jugend, immer beobachtet. Na gut, ich habe eine hessische Mutter, deren Mutter wiederum aus Hamburg kam. Bei uns zu Hause wurde also nicht nur oberfränkisch gesprochen, wie man vielleicht vermuten würde.

Als Sie vor zwei Jahren in die Stadt zurückkamen, in der Sie als Kind und junge Frau gelebt hatten, ist Ihnen Bayreuth sehr verändert vorgekommen?

Die Stadt hat sich enorm verändert. Und ich kenne natürlich auch kaum mehr jemanden aus der Zeit vor meinem Weggang. Als ich mich 2009 auf dem Hügel vorgestellt habe, habe ich gefragt, ob mich noch jemand kennt von früher. Das waren gerade noch vier Leute. Ansonsten habe ich alle übernommen.

Erzählen Sie uns etwas über Lust und Frust einer Festspielleiterin.

Um mit dem Frust zu beginnen: Wenn man daran denkt, wie einfach und unkompliziert die Arbeit hier war, als unser Vater als alleiniger Gesellschafter die Fäden in der Hand hatte, dann sehnt man sich manchmal schon nach diesen Zeiten zurück. Durch die neue Gesellschafterstruktur ist der bürokratische Aufwand doch erheblich mehr geworden. Ich habe nichts dagegen, mit unendlich vielen Menschen an einem Tisch zu sitzen, das ist nicht der Punkt. Aber das geschieht einfach zu häufig und es kommen immer neue Gesichter dazu. Man darf nicht vergessen, wie viel in den letzten beiden Jahren geschehen ist, da muss sich vielleicht manches auch erst noch einspielen.

Zum Thema »Lust«: Bayreuth sind einfach die großartigsten Festspiele auf der Welt. Sie gehören zu den vergleichsweise wenigen Festspielen, die dem Werk eines einzigen Komponisten gewidmet sind – ansonsten fallen mir da im Moment nur die Händel-Festspiele in Halle ein. Ich habe die letzten 30 Jahre in meinen verschiedenen Tätigkeiten das ganze Repertoire durchgearbeitet, habe Monteverdi genauso besetzt wie eine Welturaufführung von Herrn Eötvös – sich ausschließlich mit Wagner zu beschäftigen, das ist schon sehr speziell. Und wenn ich frustriert bin oder auch traurig, dann mache ich mir Licht im Orchestergraben, gehe die Treppe hinunter und dann bin ich wieder ausgesöhnt.

Haben Sie eine Lieblingsoper von Richard Wagner?

Nein, ich liebe immer die am meisten, die ich gerade höre. Ich werde das ganz oft gefragt, aber ich kann es einfach nicht beantworten. Ich war letztlich wieder in »Walküre«, da fand ich das die beste Oper, aber ich weiß genau, wenn ich wieder in »Lohengrin« sitze, habe ich da meine Lieblingsstellen. Ich freue mich auch schon wieder nächstes Jahr auf den »Holländer«.

Fotos mit freundlicher Genehmigung von Eva Wagner-Pasquier.

Ihren Urgroßvater mal beiseite gelassen – wen würden Sie als Ihren Lieblingskomponisten bezeichnen?

Ich glaube schon: Mozart. Das ist leider nicht sehr originell oder gar fortschrittlich... Wir haben ja auch unseren Sohn mit zweitem Namen Amadeus genannt. Wolfgang Amadeus Wagner – das wäre wohl wegen eines anderen Wolfgangs nicht gegangen (lacht)...

Haben Sie eine Lieblingsoper von Mozart?

Wahrscheinlich »Don Giovanni«. Obwohl, ich finde auch »Mitridate« großartig. Ich finde »Idomeneo« wunderbar!

Wie sieht die Arbeitsteilung zwischen Ihnen und Ihrer Schwester Katharina aus? Wo liegen Ihre Schwerpunkte?

Es gibt in einigen Punkten eine Arbeitsteilung. Das ist in erster Linie die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, das hat Katharina übernommen. Es macht auch keinen Sinn, dass einmal von mir was kommt und einmal von ihr und dann wieder von mir. Das funktioniert überhaupt nicht. Ansonsten lebe ich ja ständig in Bayreuth und bin jeden Tag im Büro, wenn ich nicht gerade auf einer Dienstreise bin. Dadurch beschäftige



links Mutter und Sohn: Eva Wagner-Pasquier mit Antoine Amadeus Pasquier.

ich mich sehr intensiv mit dem Haus. Ich habe das künstlerische Betriebsbüro unter mir und bin natürlich sehr mit den Besetzungen beschäftigt. Wobei völlig klar ist, dass wir uns ständig gegenseitig informieren. Wir können ja nicht parallel nebeneinander herlaufen und nicht wissen, was die andere macht. Ich muss sagen, das hat sich sehr gut eingespielt. Es hat auch damit zu tun, dass unsere Büros nur durch das gemeinsame Vorzimmer getrennt sind.

Eine Arbeitsteilung, bei der eine mehr das Szenische macht und die andere das Musikalische, wäre wohl gar nicht sinnvoll und möglich?

Nein. Absolut nicht. Ich habe ja auch eine Zeit Regieassistenzen gemacht und weiß, was auf der Bühne los ist. Und wenn jemand etwas will, dann kommt er einfach rein und wer gerade da ist, der antwortet oder holt die andere hinzu. Da gibt es

eigentlich überhaupt keine Probleme. Wobei Katharina sehr gern telefoniert im Gegensatz zu mir. Sie ist eine große Anhängerin des Handys und ich bin das eher nicht. Ich hatte in meinem Pariser Büro sogar ein großes Plakat mit einem »Handy-Verbotszeichen«!

Katharina und Sie sind ja auch unterschiedliche Temperamente aus unterschiedlichen Generationen.

Klar, mit Technik zum Beispiel habe ich ohnehin nicht viel im Sinn. Ich sehe das auch an meinem Sohn, der ja im fast gleichen Alter ist wie Katharina. Vier Jahre Unterschied, beide am 21. Mai geboren.

Könnten Sie sich vorstellen, dass eines Tages ein Herr Meier oder eine Frau Müller die Festspiele leitet?

Doch, vorstellen kann ich mir das schon. Das ist im Moment aber nicht aktuell, auch wenn man sich natürlich Gedanken machen muss, wie es nach 2015 weitergehen soll. Bis dahin laufen unsere Verträge. Die Planung muss ja auch weitergehen. Das ist heute nicht wie früher, als man von Jahr zu Jahr plante und den Sängern während der Festspiele sagte, »kommen Sie nächstes Jahr wieder!« – die Zeiten sind vorbei. Die meisten Häuser planen heute schon für 2016/17.

Sie selbst haben ja auch schon sehr viel vorgefunden, als Sie 2009 hier anfangen.

In der Tat, das meiste war schon unterschrieben. Zum Beispiel auch der »Tristan« 2015, den Katharina und Christian Thielemann miteinander machen werden. Die Nachfolgefrage ist sehr schwierig und treibt manchmal seltsame Blüten. So wurde ich schon allen Ernstes gefragt, ob mein Sohn nicht Interesse hätte.

Sie gelten als medienscheu, Ihr letztes Interview war nach meiner Erinnerung vor zwei Jahren eine Art Doppel-Interview mit Katharina. Ich habe nicht so sehr gute Erfahrungen gemacht mit der Presse und bin auch ziemlich verletzt worden in der Zeit, als es 2001 zum ersten Mal um die Nachfolgefrage ging. Damals wurden plötzlich Dinge berichtet, die einfach nicht gestimmt haben. Ich finde, die Katharina macht das gut, dann soll sie die Presse machen. Ich werde weiter so verfahren wie bisher und werde mir da auch keinen Druck machen lassen.

Sie waren ja eigentlich ganz hervorragend vorbereitet für die Aufgabe der Festspielleiterin in Bayreuth.

Das war ursprünglich keineswegs mein Ziel. Vieles hat sich auch einfach zufällig ergeben. Angefangen habe ich als eine Art »Mädchen für alles«, als ich während der Festspielzeit für meinen Vater arbeitete. Es war eine schwierige Situation damals, nach dem Tod von Wieland Wagner, dem Bruder meines Vaters.

Hat Ihre Mutter auch im Festspielhaus gearbeitet?

Nein, meine Mutter hat sich da ganz zurückgezogen. Sie war sehr scheu, es gibt zum Beispiel kein Foto von ihr vor dem Festspielhaus mit dem Oberbürgermeister, wie das jedes Jahr gemacht wird.

Auch bei Ihren weiteren beruflichen Stationen ging es immer um das Thema »Oper«.

Das stimmt. Später hat mich August Everding zu Otto Schenk nach Wien gebracht, bei dem ich Regieassistentin machte. Ich habe noch in meiner Bayreuther Zeit eine Spielzeit von September bis Mai 1972-73 an der Wiener Staatsoper in der Regiekanzlei gearbeitet – so

nennt man dort das Betriebsbüro – habe Probenpläne gemacht, Vorsingen etc., was halt so dazugehört. Und dann war ich bei Leo Kirch, bei der Unitel. Immerhin elf Jahre. In dieser Zeit habe ich 34 Opernfilme besetzt. Das war eine gute Zeit.

Hier wurde auch die Grundlage für Ihre internationale Vernetzung geschaffen. Ja, ich habe damals mit allen gearbeitet, die nicht in Bayreuth tätig waren, mit Abbado, dem Chicago Symphony Orchestra. Durch meine Tante Friedelind habe ich dann bald auch Daniel Barenboim kennen gelernt. Der hat mich später nach Frankreich gebracht. Zuerst aber wurde ich auf Druck des Hügels bei der Unitel entlassen und ging für vier Jahre nach London zum Covent Garden. Und als Barenboim 1988 an die Pariser Bastille berufen wurde, hat er mich gefragt, ob ich zu ihm wechseln würde. Noch bevor ich den Vertrag unterschrieben hatte, verließ Barenboim auf Grund von Unstimmigkeiten Paris und ging nach Berlin, was für mich ein großes Problem war. Daraus habe ich gelernt, dass ich nie mehr ohne unterschriebenen Vertrag wechseln würde.

Was hatten Sie im Covent Garden gemacht?

Ich hatte den Titel »Opera Director«, den es zuvor gar nicht gegeben hatte und war beschäftigt mit Budget und Planung, nicht so sehr mit dem Künstlerischen, aber mit allem, was eben sein muss, damit am Abend der Vorhang aufgeht.

Was auch ganz nützlich ist, wenn man später einmal ein Haus leitet.

Natürlich. Tagsüber Büroarbeit, Board Meetings, Abteilungsbesprechungen, abends in den Vorstellungen. Aber das war nicht mit Blick auf eine spätere Intendanz. Es hatte sich einfach so ergeben. Ich habe nicht mein Leben lang darauf gewartet, irgendwo Intendantin zu werden.

Sie haben das nicht als Vorbereitung auf Bayreuth gesehen?

Überhaupt nicht. Natürlich denken heute viele, ich hätte all die Jahre immer nur den Hügel im Blick gehabt.

Sie waren ja auch in einer paradoxen Situation. Der Name »Wagner« hatte einerseits weltweit Klang, andererseits war man ausgerechnet auf dem Hügel alles andere als interessiert, dass Sie irgendwo Fuß fassen konnten.

Da habe ich sehr ungute Erfahrungen gemacht. Ich möchte da aber nicht ins Detail gehen.

In den 90er Jahren wurde dann Paris zu Ihrem Lebensmittelpunkt.

Absolut. Einerseits wegen meiner Arbeit an der Bastille, für die wir in einem kleinen Team die Planung machten, Sängergagen verhandelten und all das. Das war eine wahnsinnige Zeit. Als ich anfang, hatte die Bastille noch kein Dach, es war ein einziges Provisorium. Der zweite Grund für unseren Lebensmittelpunkt Paris war unser Sohn Antoine. Er ging in Paris zur Schule und machte dort sein Abitur. In dieser Zeit kam ein Umzug nicht in Frage. Ich wechselte dann in Paris von der Bastille in das Chatelet zu Stephane Lissner, dem heutigen Intendanten der Mailänder Scala, und als der das Festival in Aix-en-Provence übernahm, ging ich mit. Da war man ja nur in den Sommerwochen in Aix, weil sich das Büro des Festivals während des restlichen Jahres in Paris befand.

Inwiefern nützen Ihnen diese Jahre heute?

Na gut, ich glaube nicht, dass genau diese Erfahrungen jetzt die wichtigste Voraussetzung für die Aufgabe in Bayreuth sind. Aber vieles davon ist natürlich hilfreich. Zunächst bin ich auf Grund meiner langjährigen Tätigkeit weltweit in der Branche vernetzt. Ich muss nicht lange überlegen, wen ich wo anrufe. Von Nutzen sind sicher auch die Sprachkenntnisse, die ich mir in den Jahren in England, USA und Frankreich aneignen konnte.

Normale Opernhäuser haben gewöhnlich eine Saison von September bis Juli. Auf dem Hügel wird nur sechs Wochen gespielt.

Wie meinen Sie »sechs Wochen«? Wir haben zwischen dem 25. Juli und dem 28. August 30 Vorstellungen und die wollen auch vorbereitet und geprobt sein.

Ist das ein Ganzjahresjob?

Absolut. Aus diesem Grund hat ja auch mein Vater in Bayreuth gewohnt, um immer präsent sein zu können. Und die Situation ist durch die neuen Gesellschafter nicht einfacher geworden. Allein die Sitzungen der Gremien – Stiftungsrat, Verwaltungsrat, Gesellschafterversammlung, BF Medien – verteilen sich über das ganze Jahr. Wir hatten in den zwei Jahren, seit ich hier bin, drei Prüfungen durch den Obersten Rechnungshof; in diesem Jahr kam eine weitere durch den Bundesrechnungshof hinzu. Dann haben wir ja auch die eigenen Werkstätten. Seit März arbeitet die Kostümabteilung. Außerdem müssen die Kartenbestellungen ab Ende Oktober bearbeitet werden. Seit Juni laufen die Proben, darauf muss man sich voll konzentrieren und hat für anderes keine Zeit mehr. Und dann muss das Haus das ganze Jahr über betreut und instand gehalten werden. Vom Kerngeschäft eines Intendanten – Sänger anhören und unter Vertrag nehmen wie auch Regisseure



und Dirigenten etc. ganz zu schweigen. Schließlich darf man nicht vergessen, dass wir auch mit einem erheblich kleineren Verwaltungsapparat arbeiten als ein normales Opernhaus.

Was würden Sie sich für die nächsten Jahre wünschen?

Weniger Bürokratie, und dass sich die vielen strukturellen Neuerungen rasch einspielen. Man darf ja nicht vergessen, was für einen Umbruch wir in den letzten zwei Jahren zu bewältigen hatten und was die Veränderungen durch die neue Leitung auch für die Mitarbeiter bedeuten. Bayreuth ist schließlich auch ein Vorzeigemodell. Die 62 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die das ganze Jahr auf dem Hügel sind, arbeiten das ganze Jahr intensiv, damit am 25. Juli der Vorhang hochgehen kann. Was ich mir sonst noch wünsche? Ganz einfach: Dass sich die Festspiele in den Jahren, die ich mit Katharina tätig sein werde, positiv weiter entwickeln. In die Geschichte eingehen werde ich ohnehin nicht mit gerade mal sieben Jahren Anwesenheit auf dem Hügel. (lacht) Oder höchstens deswegen, weil wir es so lange geschafft haben.



oben Die Festspielleiterinnen:
Eva Wagner-Pasquier mit ihrer Schwester
Katharina Wagner.
darunter Eva Wagner-Pasquier mit Toni Schmid.

Das Gespräch mit **Eva Wagner-Pasquier**, gemeinsam mit ihrer Schwester Katharina künstlerische Leiterin und Geschäftsführerin der Bayreuther Festspiele, führte **Toni Schmid**, der derzeitige Vorsitzende des Verwaltungsrats der Bayreuther Festspiel GmbH und Leiter der Kunst- abteilung im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

POSTSKRIPTUM



DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA SECHS ISLÄNDER, SECHS DEUTSCHE UND EIN BABY

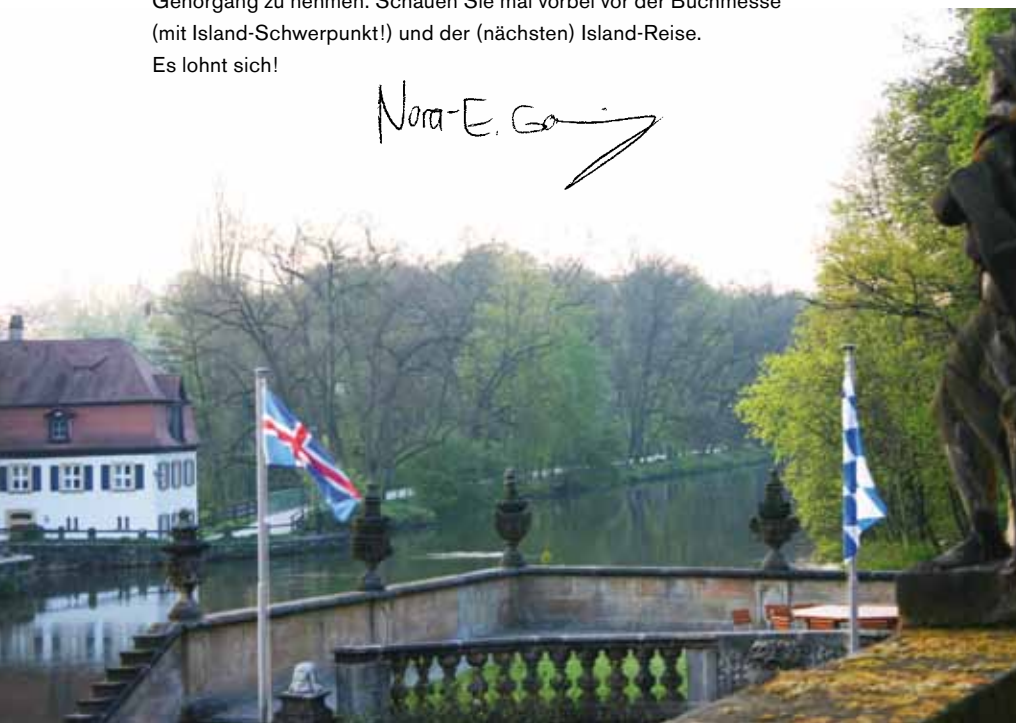
Liebe Leserin, lieber Leser,

just in diesen Tagen ist die 12. Stipendiatin im Internationalen Künstlerhaus Villa Concordia für ihren elfmonatigen Aufenthalt angelangt: die bedeutende deutsche Autorin Sibylle Lewitscharoff. Die Künstler des Stipendienjahres 2011/2012 kommen zur Hälfte aus Deutschland, zur anderen Hälfte aus Island. Die ersten Tage der Ankunft, die im späten April lagen, waren lebhaft und von den Fragen unserer Gäste angefüllt: Wo ist das Postamt, wo der Flaschencontainer, gibt es kein Kino, in dem Filme mit Untertiteln gezeigt werden, gibt es ein Schwimmbad? Wie Sie sich sicher denken können, sind dies Fragen, die für eine Ankunft an einem neuen, fast einjährigen Lebensort sehr wichtig sind. Meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und ich bemühen uns redlich, diesen Fragen Antworten zu schenken und das Willkommen so »smoothly« wie möglich zu gestalten. Die ersten Tage sind der erste Eindruck und für den hat man ja – bekanntlich – nur eine Chance. Ein großes Glück hat sich gleich in den ersten Tagen auch eingestellt: Ein Baby wurde unter unserem Villa-Dach geboren. Zwei Stipendiaten, Sebastian Kuhn und seine Aldona Kut, beide bildende Künstler, sind mit Nachwuchs gesegnet worden und so bewohnen sie zu dritt Apartments und Ateliers. So etwas ist eine schöne Freude für uns in Bamberg. Künstlerisches Beisammensein wird auf einmal sehr... menschlich und ist von Fröhlichkeit und Neugierde geprägt.

Neben der Kunst wird das »wie« besprochen... wie lebst du, woher kommst du, welche Bedingungen braucht dein kreativer Prozess, bist du gerne Künstler? Nicht, dass sich Künstler per se untereinander duzen würden, aber mit Isländern im Haus, rollt das »du« schneller über die Lippen. Island ist ein Land, in dem das Telefonbuch nach Vornamen geordnet ist und auch die höchsten Stadtoffiziellen und Staatsgrößen so im Verzeichnis benannt sind. Jeder ist ein -son oder eine -dóttir und damit einer Familie, fast einem Clan angehörig. Wir alle üben die Namen unserer Gäste, weil nichts peinlicher und respektloser ist als ein dauerhaft falsch ausgesprochener Name, wie ich finde. Wir sind auch schon ganz gut geworden im harten »-th«, das man eher ausschließlich im Englischen vermutet hatte und das einem im alten und seit jeher recht unveränderten Isländisch ständig und an den herausforderndsten Stellen begegnet. Den Vulkan und Unruhestifter des letzten Jahres jedenfalls, Herrn Eyia-fialla-jökull haben wir mittlerweile drauf!

Island ist ein Land wie ein konkretes Gedicht. Klare, harte Übergänge der Elemente und Jahreszeiten erlauben wenig Romantisierung, wollen sie auch nicht. Island ist rau und reizend zugleich. Ja, das Land reizt zu Besuch und Studium. In Bamberg haben Sie in den kommenden Monaten die Gelegenheit, isländische Kultur und Kunst kennen zu lernen und in Augenschein und in den Gehörgang zu nehmen. Schauen Sie mal vorbei vor der Buchmesse (mit Island-Schwerpunkt!) und der (nächsten) Island-Reise. Es lohnt sich!

Nora-E. Götz



IMPRESSUM

© Copyright:
Bayerisches Staatsministerium
für Wissenschaft, Forschung und Kunst
Salvatorstraße 2 | 80333 München
ISSN 1432-6299

Redaktion:
Toni Schmid (verantw.)
Dr. Elisabeth Donoughue
Silvia Bachmair (Adressenverwaltung)
silvia.bachmair@stmwfk.bayern.de
Telefon: 089 . 21 86 22 42
Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.

Titelbild: © Paak - Fotolia.com

Gestaltung:
Gisela und Walter Hämmerle
Atelier für Gestaltung | 84424 Isen
www.atelier-haemmerle.de

Gesamtherstellung:
Konrad Triltsch -
Print u. digitale Medien GmbH
Postfach 1560 | 97197 Ochsenfurt
mail@triltsch.de



PREIS FÜR KULTURVERMITTLUNG DER INTERNATIONALEN BODEN- SEE KONFERENZ BEWERBUNGSSCHLUSS 20.07.2011

Zur Förderung innovativer Kulturvermittlungsprojekte vergibt die Internationale Bodensee Konferenz im Jahr 2011 bis zu acht Förderpreise zu je 10 000 CHF. Der Freistaat Bayern als Mitgliedsland nominiert zwei Vorschläge. Ziel ist es, Einzelpersonen oder Personengruppen zu fördern, die Kultur mit einem innovativen Vermittlungsansatz zugänglich machen. Kulturvermittlung baut Brücken zwischen Künsten, Kulturschaffenden, Kulturinstitutionen und Publikum, moderiert zwischen künstlerischer Produktion und Rezeption, fördert eigenes ästhetisches und kulturelles Gestalten, regt Lernprozesse über und durch Kultur an, lässt interaktiv an der kulturellen Praxis teilhaben. Mit dem Förderpreis werden Personen oder Personengruppen ausgezeichnet, die mit ihren Vermittlungsaktivitäten in den letzten drei Jahren aktiv waren oder deren Projekte in Umsetzung begriffen sind. Mit dem Förderpreis wird keine Institutionenförderung betrieben, Jahresprogramme werden nicht ausgezeichnet.

Weitere Informationen bitte anfragen:
elisabeth.donoughue@stmwfk.bayern.de

© Internationales Künstlerhaus Villa Concordia

PETER ENGEL WIE ICH ES SEHE



aviso 2/2009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF REICHHOLF KLÄRT ÜBER DIE VORTEILE DER STERBLICHKEIT AUF // ALFRED GRIMM FÜHRT DURCH DEN PARADISGARTEN DER HOFF IM NORDRHEIN // HERMANN UNTERSÖDERER ZIEHT FRIED IN DIE BAYERISCHEN HIMMELSBLEICHEN // RAIMUND WUNSCHKE ZEHNT WIE ZUFALLES SO MANCHES UNSTERBLICH WIRD // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT ARMIN ZWIETE // CHRISTIAN DEMAND REFLEKTIERT ÜBER DAS VERHÄLTNISS VON KUNST UND POLITIK

UNSTERBLICHKEIT

aviso 3/2009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

MICHAEL MITTERAUER DEUTET DEN SINN VON FAMILIENRITUALEN // CHRIS DERCON STIMMT EINE HYMNE AUF DIE KUNSTSTADT MÜNCHEN AN // ROSWIN FINKENZELLER RUFT UMS EIN SCHWEDISCHES 'HALLOLO' ZU // JOSEF REICHHOLF ERKLÄRT RITUALE AUS DEM TIERREICH // RICHARD HENSCHOLD ÜBER NICHOLAS CASEY VERGÄNGLICHE LEIDENSCHAFT FÜR BÜRO NEIDSTEIN

RITURALE

aviso 4/2009
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

KLAUS PODAK RÄT UNS, DAS STREITEN ZU ÜBEN // WILFRIED STROHM ZEIGT, WIE SICH SCHON DIE HELDEN DER GLAS NACH STREICH UND PACHIN BELEDIGTEN // ROSWIN FINKENZELLER HÄLT WENIG VOM STREITVERWEIDEN // MARTIN MOSEBRACH WÜRDEIT DEN STREITVERWEIDEN SCHNARD HENSCHOLD, DER MIT DEM JEAN PAUL PESS 2003 AUSGEZEICHNET WURDE // WIM WENDERS LÄSST ÜBER DAS ORPHEE IN REGENSBURG NICHT MIT SICH STREITEN

DIE KUNST DES STREITENS

aviso 1/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

SVEN GRAMPP FOLGT DER AMEISENSTRASSE DES ERFOLGES // HANS-JOACHIM BUNGARTZ ORSSELT ELTÄRE GEVERE AUF // THOMAS NACHREINER LIEBT FAHRTEN IM DIGITALEN DESTROPP // MARTIN NEZSCHLEBA SURFT AUF DER COUCH // GÜNTER WESS UND MARTIN FAUBITION REISEN DURCH DIE WELTEN DER BAYERISCHEN FORSCHUNGSVERBÜNDE // EDON JOHANNES GREPS SPEISST BEIM SCHISSL-WIRT IN AMBERG

NETZWERKELN - EVERYTHING IS CONNECTED

aviso 2/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

JOSEF H. REICHHOLF ERKLÄRT DEN SPIELREICH DES HOMO LUDENS // TOM WERNICK ERFINDET SPIELE // HELMUT BÄTZGER NUTZT COMPUTERSPIELE FÜR DIE WISSENSCHAFT // NORA GÖMMINGER FREUT SICH AUF DIE VILLA CONCORDIA // HELMUT SCHWARZ ERZÄHLT ÜBER SPIELZEIT IN FRANKEN // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT KLAUS SCHREINK // PIANO PAUL HÄLT ANSCHAULICHER UNTERRICHT // RICHARD HENSCHOLD SEERACHTET

SPIELEN

aviso 3/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

CHRISTIAN STÖCKL PFLEGT BEKANNTERMASSEN PASSIONEN // ANDREAS TÜHNERMANN ERKLÄRT DIE ENERGIE DES LASERS // HERMANN UNTERSÖDERER LÄSST LICHTGESTALTEN FUNKELN // GERO LENCHE BETRIEBT PHYSIKALISCHES LICHT // JOSEF H. REICHHOLF BEISST SICH IN DEN DUNKEL // NORWING GÖMMINGER BELEUCHTET KONKRETE KUNST IN RENAU // RICHARD LOHJ ZEHT RAZIIZIERT

LICHT

aviso 4/2010
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

SINA TRIDANOFF FREUT SICH AUF DAS LITERATURFEST MÜNCHEN // DIETER REHM DRÜCKT GERN DRUM // OLIVER JAHNBAUS BRICHT EINE LANZE FÜR DIE BLOGGERS-REFORM // HANS-JOACHIM BUNGARTZ WAGT WIKIPEDIA AB // CHRISTOPH WÄNDNER RAH BETHOLD FÜR THEATER WIEDERERSTÜCKT // MATTHIAS WELNER ERZIEHT NEUE PERSPEKTIVEN DIE THESENREISE // SUSANNE FRANK PUMPFREIHEIT // PETER UNGL BEISST EINWANDERUNGSVERBÜHNEN

BILDUNG

aviso 1/2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

ROSWIN FINKENZELLER ANDISST SICH ÜBER ANGESCHENMITE // WALTER GRASDANKP ERKLÄRT KUNSTREITER // MAX NYFFELER FINDET IN DER MODEREN MUSIK WENIG ZUM LÄCHEN // MICHAEL TITZ LACHT DEN STRESS WEG // BARBARA WILD STRACHTET HUNDHIEROPHYSIOLOGIE // MARIA GAZZETTI FREUT SICH AUF LYRIK IN MÜNCHEN // RAIMUND WUNSCHKE KLEBET DIE ÄRMELN NEU EIN // DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT KARL-HEINZ HOFFMANN

TROTZDEM: LÄCHEN

aviso 2/2011
 Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

PETER STROHSCHNEIDER PLÄZIERT FÜR DIE VIELFALT DER WISSENSCHAFTSSPRACHEN // FÜR MALIN MOCKAT IST DIE MUTTERSPRACHE IN DEN NATURWISSENSCHAFTEN UNERSITZLICH // HANS-JOACHIM BUNGARTZ BETRACHTET E-MAILS // GÜRICH HOLZNER ÜBER DIE PÖLLE DER DEUTSCHEN SPRACHE // ROSWIN FINKENZELLER BEIET LEBENSRAH // NORA GÖMMINGER NUNT FORTZEITUNG NACH // UND DIETER HANITZSCH PORTRÄTIERT FRANK ZAHNER BOHNER

VOM ZUSTAND UNSERER SPRACHE

aviso erscheint viermal im Jahr. Nähere Informationen finden Sie unter www.wissenschaftsministerium.bayern.de/Mediathek/Mediathek.aspx
 Bei Interesse an einzelnen Heften wenden Sie sich bitte an die Redaktion (Impressum S. 50).